



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 5. Sonntag den 1. Februar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einlegen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Vierter Sonntag nach Erscheinung. — Der Herr der Natur. — Lichtmessgedanken — Aus dem Kalender der Woche. — Ein Vorschlag. — Glück bewahrter Unschuld. — Der Tod, ein Engel. — Splitter. — Hirten schreiben der Fuldaer Bischofskonferenz. — Für die lieben Eristkommunikanten.

Wochentalender.

- Sonntag, 1. Februar, 4. nach Erscheinung. Ignatius, Bischof und Martyrer.
Montag, 2. Febr., Maria Lichtmess.
Dienstag, 3. Febr., Blasius, Bischof und Mart.
Mittwoch, 4. Febr., Khabanus Maurus, Bisch. u. Vel.
Donnerstag, 5. Febr., Agatha, Jungfrau u. Mart.
Freitag, 6. Febr., Dorothea, Jungfrau und Mart.
Samstag, 7. Febr., Richard, Welener.

Vierter Sonntag nach Erscheinung.

Der Sturm auf dem Meere.

Evangel. Matth. 8, 23—27.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde; er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde!“ Und Jesus sprach zu ihnen: „Was seid ihr fürchtam, ihr Kleingläubigen?“ Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: „Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?“

Der Herr der Natur.

Es muß ein erhebendes Gefühl sein, ein modernes Lustschiff zu lenken. In der ungeheuren, weglosen Lustwüste fliegt es auf und ab, vorwärts und rückwärts, rechts oder links, hoch oder tief, ganz nach der Willkür oder Laune des Führers. Mit Recht fühlt und betrachtet er sich als unumschränkten Herrn und Gebieter seines Flugzeuges. —

So ist auch Gott der Herr über die gesamte Natur. Indem der Heiland seine Zeitgenossen zur Erkenntnis seiner Allmacht, seiner göttlichen Würde führen will, hat er sich vor ihnen erstaunten Augen als Herrn der Natur gezeigt. Betrachte nur den Bericht des heutigen Evangeliums. Ein Sturm legte über das Galiläische Meer. Vergeblich war alle Gegenwehr eines Petrus und seiner Genossen. Mit unerbittlicher Faust zerriß der Wind die Segel, knickte er den Mast, spritzte er das tobringende Wasser in das Innere. Endlich lassen die Jünger sich dem Herr, stoßen den schlafenden Meister in die Seite und wecken ihn auf mit dem verzweifelten Ruf: Herr, hilf uns, sonst gehen wir unter!

Und Jesus glättete zuerst die Wogen ihres Herzens mit dem Oele sanften Tadelns und sprach: Was seid ihr so fürchtam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf und glättete die Wogen des Wassers und schalt den heulenden Sturm und drohte den wütenden Wogen und sprach: Wind, sei stille, Wellen, leget euch. — Und sofort legte sich der Sturm, wie ein Hündchen, das unter den Tisch kriecht und zu den Füßen seines Herrn sich duckt. Fürwahr, wärest du Zeuge dieses Schauspiel gewesen, es wäre dir auch ein Schauder über die Haut gelauten, und ein Schreck dir in die Glieder gefahren und du hättest mit jenen glücklichen Schiffern staunend gerufen: wer ist doch dieser, daß ihm sogar die Winde und das Meer gehorchen? —

Wer er ist? Der Sohn Gottes, der Schöpfer der Welt, der Teilhaber der göttlichen Allmacht, der König der Geister nicht bloß, sondern auch der König der vernunftlosen Kreatur, mit einem Wort: der Herr der Natur.

Nimm die hl. Schrift zu Hand und schlage einige Stellen auf, die in gewaltiger Sprache die Herrschaft Gottes über die Natur schildern. „Er schaut die Enden der Welt und sieht alles, was unter dem Himmel ist; er gab den Winden ihr Gewicht und wog die Wasser nach dem Maße; er gab dem Regen ein Gesetz und einen Weg den tobenden Wellen.“ (Job 28, 24). „Gott deckt den Himmel mit Wolken und bereitet Regen der Erde; er läßt Gras wachsen auf den Bergen und Kräuter zum Dienste der Menschen.“ (Ps. 146, 8). „Dein, o Gott, ist der Tag und dein ist die Nacht; du schufest das Morgenrot und die Sonne; du machtest alle Grenzen der Erde, den Sommer und den Frühling erschufest du.“ (Ps. 73, 16).

Laß mich noch einige Beispiele aus der hl. Geschichte anführen, die Gottes unumschränkte Herrschaft über die Natur veranschaulichen. Gott war es, der unter Blitz und Donner auf dem Berge Sinai sein Gesetz verkündigte; Gott war es, der in einer Wolkensäule vor den Israeliten herzog; Gott war es, der die Sonne wie eine Uhr stehen ließ bis zum Steine Jojanes; Gott war es, der dem Jonas ein Quartier aufschlug im Bauche des Walfisches; Gott war es, der den Stern im Morgenlande aufgehen und vor den Weisen einherstreiten ließ; der Heiland war es, der das Wasser in Wein verwandelte, der in der Wüste das Brot vermehrte, der die Fische aus allen Tiefen und Breiten des Meeres herbei lockte und

in das Netz Petri schlüpfen ließ; der den Wasserpiegel zu einer festen Straße machte, über die er selbst mit seinem Liebling dahinschritt; Gott wird es sein, der am Weltende große Zeichen tun wird an der Sonne, dem Mond und den Sternen, der das Gefüge der jetzigen Welt auflösen, der einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, auf denen Gerechtigkeit wohnt.

Nein, mein lieber Leser, es gibt im ganzen Reiche der Natur keinen Zufall, kein blindes Spiel, kein regelloses Ungefahr; jeder Erzsapfen, jeder Schneestall, jeder Regentropfen, jeder Sonnenstrahl, jedes Wölkchen und jedes Lütchen misst und vergelt, wirkt und ruht nach dem Plan und Willen eines weisen Schöpfers und umsichtigen Führers. Es verdient ein mitleidiges Lächeln, wenn törichte Menschen meinen, die Erfindungen und Erfindungen unseres Zeitalters seien Arthiebe, um unsern Herrgott zu stützen; vielmehr sind es lauter Stützen, die zu ihm führen. Sag einmal, hat denn der Mensch den elektrischen Strom erschaffen, der im Telephon unter Wort in die Ferne trägt, der in der Bogenlampe unsere Zimmer und Straßen erhellt, der in der Trambahn so rasch uns zum Ziele führt, der mit Eisenstrahl die Maschine treibt? Nein, nein. Um sein Werk in Stand zu setzen, braucht der Erfinder Kohle, Metalle, Wasser und andere Stoffe. Wer liefert ihm denn diese? Hat nicht Gott sie geschaffen? Und hat denn der Mensch jene geheime Kräfte in die Stoffe hineingelegt? Nein, das tat wieder jener unerschaffene, allmächtige Geist, den wir Gott nennen. Freilich hat auch der Mensch an seinen Erfindungen einen fetten Anteil: mit seinem Scharfsinn entdeckt er in den Stoffen die verborgenen Kräfte, die er dann befreit, an den Tag zieht und in den Dienst der Menschheit stellt. Dielen Scharfsinn aber, diese siegreiche, durchdringende Kraft des Verstandes, diese eisernen Energie des Willens, spricht, verdankt der Mensch sie nicht abermal seinem Herrn und Schöpfer? So treue dich immerhin, du Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, treue dich der modernen Erfindungen und benütze sie nach Mäßigkeit, beuge aber auch demütig deinen Nacken und bekenne mit dem Psalmisten: nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre.

Wenn also in Japan ein Vulkan ausbricht, der Tausenden von Menschen das Leben kostet, wenn die Ostsee wütet und ihre Opfer fordert, wenn Flüsse über die Ufer treten und Schaden anrichten, wenn Schneelawinen niederstürzen und

Häuten und Wanderer verflinnen, wenn irgend welche Naturgewalten sich entseelen und auf eigener Spur einherziehen — dann geschieht das alles nicht nach Laune des Schicksals, sondern nach dem Willen oder nach der Zulassung Gottes, der über alle seine Werke schaltet und waltet nach freiem Ermessen. So sehr die Schäden zu bedauern sind, die durch derartige Katastrophen angerichtet werden, so sproßt doch unter den Trümmern des Unglücks mannigfacher Nutzen, daß wir nämlich unsere Ohnmacht empfinden, Gottes Oberherrlichkeit erkennen und erbarmend die Hände ausstrecken nach den Brüdern, die da seufzen unter der Geißel der göttlichen Heimsuchung.

Der Burgpfarrer.

Lichtmessgedanken.

Mit dem Feste Maria Lichtmess geht die Weihnachtzeit zu Ende. Die ganze Weihnachtsliturgie durchdringt der Gedanke vom Licht. „Finsternis deckt die Erde und tiefes Dunkel lag über den Heidenvölkern“. Irrtum und Sünde und religiöse Unwissenheit, die „Todeschatten“, herrschten auf der vorchristlichen Welt. Selbst beim Lichtvolk des Alten Bundes, den Israeliten, hatten die heuchlerischen und engbrüstigen Schriftgelehrten das Licht der alttestamentlichen Offenbarung fast unter den Scheffel gestellt.

„Da steigt mitten in tiefer, stiller Nacht das große Licht vom Himmel.“ Der Sohn Gottes, der Abglanz des Vaters, steigt zur Erde nieder, ein unscheinbares, schwaches Kindlein: Christi Geburt.

„Nun erbehe dich, Jerusalem, und laß dich erleuchten! Der helle Glanz des Herrn geht über dir auf. Schmäde dem Gemach, bräutliches Sion, umfange Maria, sie trägt den Uchilidng der Herrlichkeit! Schau, die Jungfrau steht vor dir, tragend im Arm das Kind, gezeugt vor dem Morgenstern“: Jesu Darstellung im Tempel.

Das „große Licht“ leuchtet zuerst dem Volke Israel. Die Lichtträgerin Maria bringt es selbst in den religiösen und weltlichen Mittelpunkt des alten Gottesvolkes, nach Jerusalem in den Tempel.

Aber nicht nur den Juden, der ganzen Welt ist das „große Licht“ aufgegangen:

„Auch die Heidenvölker können wandeln in diesem Licht und ihre Könige im Glanz dieser Sonne, dem Licht zur Erleuchtung der Heidenwelt“: Erscheinung des Herrn.

Auch unserer Seele ist dies beseligende Licht aufgegangen; darum feiern wir heute mit geeigneten Kerzen Lichtmessen.

1. Die gezeigten Kerzen sind heute vor allem ein Ausdruck des Dankes fürs Glaubenslicht. Immer wieder singt die Kirche bei Prozession und Messe in dankbarer Freude: Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Ruhm deines Volkes Israel.“ Die Alten haben die brennende Kerze sinnig gedeutet: In der Flamme haben sie die Gottheit, im Wachs den Leib, im leuchtenden Docht die von der Gottheit erfüllte Seele Christi und in der emsigen, wachspendenden Biene die jungfräuliche Mutter.

Die geeigneten Kerzen sind dann Mahnung, ein Lichtleben zu führen. Lichtleben ist Wandel im Licht des Glaubens und der Gnade. Leidenschaft und Sünde macht das Seelenaug blind. Christum ab diese Werke der Finsternis, und Christus wird eure Seele erleuchten und „euer Herz mit dem Feuer seiner süßesten Liebe entzünden.“

Auch zum Apostolat mahnt uns die brennende Lichtmessenkerze. „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie den Vater im Himmel preisen.“ Licht der Welt, wie die Apostel, sollen wir sein vor allem durchs Beispiel unseres Lichtlebens; Licht, nicht aus uns selbst leuchtend, sondern wie Planeten, glänzend im Sonnenschein der Lehre, Gnade und Heiligkeit Christi.

Das gilt auch euch, ihr christlichen Männer, besonders denen, die sich dem Männerapostolat angegeschlossen haben. Da sollt ihr mannhafte

eintreten für die Sache Christi und seiner hl. Kirche, ihr sollt eure Arbeiten, Gebete und Leiden dem göttlichen Herzen Jesu weihen und am Herz-Jesu-Sonntag an der Männerkommunion teilnehmen. Nach zeitlicher Ueberlegung seid ihr dieser Ehrengarde Christi beigetreten. Nun gilt: Ein Mann ein Wort. Der erste Sonntag muß euch an der Kommunionbank sehen und wenn andere weihen für den Unglauben und die Sittensverderbnis — dann mußt du werden für Christus, mußt deine Umäbung erwarman und begeistern für den Heiland im Sakramente.

2. Die gereichte Kerze ist ein Sakramentale, das heißt, ein Gegenstand, den die Kirche durch ihr Gebet geheiligt hat, indem sie den Segen Gottes auf alle herabfleht, welche sich desselben in kindlichem Vertrauen auf den mütterlichen Segen der Kirche bedienen. Weil wir beim Gebrauche solcher von der Kirche geweihter Gegenstände unsere Hoffnung auf Gott und auf die Fürbitte der Kirche setzen, kann nur Unwissenheit darin einen Aberglauben sehen.

Wenn die Kirche an diesem Tage die Kerzen weicht, so sieht sie im ersten Weibegebet zu Gott: „durch die Fürbitte der seligen, allzeit jungfräulichen Maria“, er möge diese Kerzen segnen und weihen „zum täglichen Gebrauch der Menschen, für die Gesundheit des Leibes und der Seele, zu Land und zu Wasser“. Daher sorgten unsere Vorfahren dafür, daß jedes Haus an Maria Lichtmess seine Kerze erhielt. Wenn Gewitter herauszogen, wenn Krankheiten das Leben bedrohten, wenn der Priester einem Kranken die letzte Begehrung reichte, wenn teuflische Gezeiten das Glück und den Frieden des Hauses zu gefährden schienen, wurde die Lichtmessenkerze angezündet in der Hoffnung, daß die Weibegabe der Kirche nicht unerhört bleiben. Dieses gläubige Vertrauen ist nicht Aberglauben. Mehr wirkt das Sakramentale, wenn wir beim Gebrauch jedesmal unser demütiges Flehen mit dem Kirchengebet vereinigen.

3. Jesus und Maria sind unzertrennlich verbunden. Das Lichtmessfest ist zugleich Herrnsfest, wie das Neujahrsfest zugleich Muttergottesfest ist. Wenn man die Gebetslegte im Brevier und Messbuch an diesen zwei Tagen betrachtet, weiß man nicht, ob die Christusidee oder der Mariengedank überwiegt. Das braucht uns auch keine Sorge zu machen. Wer Jesus sagt, sagt Maria, und wer Maria sagt, sagt Jesus. Wer Maria liebt, wächst in der Liebe Jesu, und wer Jesus verehrt, nimmt in der Marienliebe zu. Das Kind und die Mutter sind unzertrennlich.

Aus dem Kalender der Woche.

Preis den braven, schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
Alles mentallich schönes Wissens,
Frommen Hättern, treuen Pflegern!

Mit diesen Worten preist der Dreizehnlindendichter die großen „Pioniere“ christlichen Glaubens und christlicher Kultur in Deutschland. Einer der größten unter ihnen ist der durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, kirchliche Treue und hohen Verdienste um das deutsche Schul- und Erziehungswesen berühmte hl. Abbanus Mursus, der „praeceptor Germaniae“ (Vehremeister Deutschlands) dessen Fest wir am 4. Februar begehen.

Der hl. Abbanus entstammte einem angeesehenen römischen Geschlechte, welches in Mainz ansässig war. Er war zwischen 774 und 776 geboren. Seine Eltern, Rulhard und Adelgundis, hatten ihn von frühester Kindheit an dem göttlichen Dienst geweiht. Deshalb vertrauten sie ihn schon im 9. Lebensjahre der Klosterschule zu Fulda an, die damals unter der Leitung des Abtes Bangolf stand und schon einen großen wissenschaftlichen Ruf besaß. Frühzeitig nahm Abbanus hier die Liebe für die Wissenschaft in sich auf. Noch unter Bangolf im Jahre 801, wurde er zum Diakon geweiht. Im folgenden Jahre legte Bangolf seine Würde nieder. Sein Nachfolger Ratgar hatte weniger

Verständnis für die Förderung der Wissenschaft und deren Pflege im Kloster. Sein Sinn war vor allem auf das Bauen von Kirchen und Wirtschaftsgebäuden gerichtet. Doch hat er das große Verdienst, daß er beabsichtigte, jüngere Mönche in andere Klöster schickte, um sie in den dortigen Klosterschulen zum Lehramt heranzubilden zu lassen. So sandte er Abbanus auf seine dringenden Ritten nach Tours zu dem gelehrten Alkuin, welchen Kaiser Karl der Große von York in England nach dem Kronenlande berufen hatte. Zu den Füßen Alkuins sollte Abbanus, wie es in den alten acta abbatum Fulda heißt, die „liberales artes“ erlernen und seinen Bildungsgang zum Abschluß bringen. Es mag sich Ratgar von dem Gedanken haben leiten lassen, Abbanus, dessen hervorragende Lehrbegabung ihm schon damals wohl nicht entgangen, durch Alkuin zum Lehrer heranzubilden zu lassen, um ihm später die Leitung der Fuldaer Schule anzuvertrauen. Es ist außer dem Zweifel, daß die Schule, die Abbanus bei Alkuin genoss, für sein ganzes Leben grundlegend war.

Nachdem Abbanus wieder nach Fulda zurückgekehrt war (803), wurde er im Verein mit Samuel, der später Bischof von Worms wurde (841) mit der Leitung der Klosterschule betraut. Die Erteilung des Unterrichts lag bei 12 Mönchen, welche „seniores“ genannt wurden, die Verwaltung blieb dem „magister“ anheimgegeben, der seinerseits lediglich dem Abte verpflichtet war. Abbanus und Samuel teilten sich in das „magisterium“. Als Abbanus seinem Lehrer Alkuin die Uebernahme des Lehramtes mitteilte, schrieb ihm dieser folgende, wahrhaft goldene Worte: „Ermahne die Kleinen, die um dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zur Ausdauer im Lernen und zu verständigem Umgang. . . in ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können. Sie die Kleinen sollen sie sich ehrethätig benehmen; die kirchlichen Übungen sollen sie lieben. Trage Sorge, daß sie an dir ein Muster haben, und ermahne sie mit heiligen Worten.“ Schon jetzt zeichnete sich Abbanus als Lehrer aus. Rasch verbreitete sich der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und mit jedem Tage wuchs die Zahl seiner Schüler. Aber nur kurze Zeit dauerte dieses Glück. Schwere Tage brachen über das Kloster und Abbanus herein. Im Jahre 807 rach nämlich im Kloster eine verheerende Seuche aus, welche die meisten der jungen Ordensmänner hinwegraffte und die einst so große Schar bis auf ein kleines Häuflein reduzierte. Die Klosterschüler aber entflohen ob dieser Krankheit aus dem Kloster, so daß die Schule geschlossen werden mußte. Vielleicht mochte die große Strenge des Abtes Ratgar beides mitverantwortlich haben. Gewiß ist, daß er von nun an überhaupt alles Studium seinen Bauten hinar setzte. Abbanus seines Lehramtes entthob und ihm seine Bücher wegnahmen ließ, sogar die Peste, die er in Tours nach den Lehrvorträgen Alkuins niedergeschrieben hatte. Alles Bitten und Flehen war umsonst; jahrelang dauerte dieser unerquickliche Zustand, bis durch das Eingreifen des Kaisers Ratgar abgekehrt wurde.

Abbanus, der inzwischen im Jahre 814 von Erzbischof Freistulph zu Mainz zum Priester geweiht worden war, erhielt seine Lehrstelle wieder und setzte nun sein unerbrotchenes Wirken in der Klosterschule fort.

Im Jahre 817 wurde der hl. Ordensmann Sigil zum Abte gewählt. Bei ihm fand Abbanus für seine wissenschaftlichen Bestrebungen großes Verständnis, freudige Anerkennung und tatkräftige Unterstützung. Seine Lehrtätigkeit entfaltete sich in segensreichster Weise und zeitigte Früchte, welche den Ruhm der Klosterschule zu Fulda weit über die Grenzen des Reiches hinaus trugen. Von allen Seiten kam eine ausgezeichnete Schar Schüler ins Kloster, um zu den Füßen Abbanus zu sitzen und sich hier zu geistlichen und weltlichen Würden und Ämtern vorzubereiten. Viele Große und Fürsten übergaben ihre Söhne seiner bewährten Leitung. So kamen nach Fulda Fregulf, Bischof von Viseux, Servatus Lupus, später Abt von Ferrières, Walahfrid Strabo, der später Abt von Reichenau wurde und dessen Glossarien in der althochdeutschen

Literatur sehr berühmt sind; ferner Otfried, Abt von Weihenbura, der Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie „Krisi“; endlich Radolt, Mönch zu Fulda. Auch ein Enkel Kaiser Karls d. Gr. Bernhard, ein Sohn des 810 gestorbenen Pippin später König von Italien (gestorben 818), war unter den Schülern Abthans und der Mönch Gottschalk, der späterhin durch seine irdigen Lehren Abthans herben Kummer bereitete. Unermüdet arbeitete Abthans an seiner eigenen Vervollkommnung, unermüdet auch an der Ausbildung seiner Schüler durch Wort und Beispiel. Bedeutungsvolle Schriften sind gerade in dieser Zeit entstanden, Schriften, die aus seiner Lehrthätigkeit erwachsen sind, die er auf Bitte seiner Schüler oder auf Wunsch seiner hohen Vöner verfaßt hat.

Dem wissenschaftlichen Streben der Mönche zu Fulda kam vor allem ihre reichhaltige Bibliothek zu statten. Nach dem Zeugnisse des Geschichtsschreibers Luitprand hatte schon Karl d. G. eine solche im Kloster gegründet und es befanden sich in derselben eine große Anzahl von trefflichen Werken schriftlicher und mündlicher Literatur. Am meisten aber trugen die Mönche selber durch Abschreiben zur Vermehrung ihrer Bibliothek bei. Unter Abthans wurde ein eigenes Zimmer eingerichtet, worin zwölf der im Schreiben erhabenen Mönche fortwährend die Handschriften kopierten. Das Zimmer hieß scriptorium und über der Thür standen die Verse:

Hier ist der Sitz für die, so schreiben die heil'gen Gesetze
Und das gehetigte Wort heiliger Väter zugleich.
Hier ist ihnen vorwehrt, in die Lehren Antikrat zu laßen,
Noch auch ihre vom Weg weit ab des Schreibenden Hand.
Aus den Büchern merze die Fehler die sind eines jeden,
Zierlich schreibe und grad' jegliche Feder den Text.
Heilliche Arbeit ist's, die heiligen Bücher zu schreiben,
Und keines Lohnes wird gar lehr der Schreibende froh.“

Dieser Reichtum an Büchern gereicht Fulda zu um so größerem Ruhme, als anderwärts an solchen Schätzen ein ebenso großer Mangel herrschte.

Eine solche Bibliothek und ein Lehrer wie Abthans konnten denn auch nicht ihre Wirkung verfehlen, und daß sie nicht verfehlt wurde, beweist hinlänglich die Tatsache, daß geraume Zeit hindurch die meisten hochscholischen Stühle Deutschlands von den Schülern des Fuldaer Klosters besetzt wurden. (Schluß folgt.)

Ein Vorschlag.

Auf der letzten Katholikerversammlung zu Regensburg schilderte der Hochwürdigste Herr Weihbischof von Baderborn Dr. Hähling von Lanzener in ergreifenden Worten die Notlage der deutschen Katholiken in der Diaspora. Tausende von Katholiken entbehren dort noch immer den regelmäßigen Gottesdienst und die geordnete Seelsorge. Tausende geben infolgedessen jährlich der katholischen Kirche verloren. Nur zwei Beispiele:

In Groß-Berlin wurden 1912: 2159 rein katholische Ehen geschlossen. Davon katholisch getraut 1775. Verlust 768. Zu gleicher Zeit wurden 6032 gemischte Ehen abgeschlossen. Davon katholisch getraut 858. Verlust 4174. Von 5374 Kindern aus rein katholischen Ehen wurden 5189 katholisch getauft. Verlust 185. Von 6991 Kindern aus gemischten Ehen wurden katholisch getauft 1932. Verlust 5059. Gesamtverlust für das Jahr 1912: 10 180

Im Kommissariat Frankfurt a. M. wurden 1911 abgeschlossen rein katholische Ehen 736; katholisch getraut 635. Verlust 202. Gemischte Ehen 1165; katholisch getraut 329. Verlust 836. Kinder aus gemischten Ehen 1741; getauft 718. Verlust 1023. Gesamtverlust 2061.

So ist in der Tat „die Diaspora eine flaffende Wunde am Leibe der katholischen Kirche Deutschlands, aus der alles wieder entströmt, was wir durch natürliche Zunahme und höhere Sittlichkeit gewonnen haben.“ Der Arzt, der diese Wunde heilen will, ist der Bonifatiusverein. Seine Unterstützung ist und bleibt mehr noch als früher die Hauptpflicht der deutschen Katholiken. Da ist es sehr bedauerlich, wenn der oben genannte Redner als Vizepräsident des Bonifatiusvereins die Klage erheben mußte: „Es fehlt uns an Geld! Noch nie waren die Geldmittel so knapp wie sie jetzt sind.“

Soll sein Appell an das deutsche Volk zur Unterstützung des Bonifatiusvereins ungehört verhallen? Soll sein Gruß an unsere Jugendvereine an die Kongregationen, Gesellen-

vereine, Arbeitervereine, Männervereine usw. ohne jede Wirkung bleiben?

Diese Zeilen sollen darum den Gruß des Hochwürdigsten Redners allen katholischen Vereinen übermitteln und sie dringend auffordern zu eifriger Mitarbeit am großen Werke der Erhaltung des heil. Glaubens in der Diaspora. Wohl werden jetzt schon viele Mitglieder dieser Vereine auch dem Bonifatiusverein angehören und ihr Zerscheln spenden, aber der Verein selber, die Vereinskasse, konnte ohne besondere Schwierigkeit viel mehr der guten Sache dienstbar gemacht werden. Wenn man sich fragt, wie beispielsweise die Protestanten ihre großen Summen für ihre Diaspora aufbringen, so gibt uns der evangelische Reichsbote hierüber einen interessanten Aufschluß: Nach dem auf der 12. Hauptversammlung des evangelischen Kirchbauvereins in Berlin abgefasteten Bericht wurden innerhalb 13 Jahren fast 11½ Millionen Mark für evangelische Kirchen und ähnliche Zwecke ausgegeben. Diese Gelder wurden aufgebracht: Durch allerhöchste Gnadengeschenke Er M. des Kaisers und Königs 2 143 500 Mk., Geschenk der königl. Familie 934 410 Mk., die Berliner Stadtsynode 440 000 Mk., Fiskus 560 246 Mk., Kirchengemeinde 1 196 000 Mk., Kreisverbände und politische Gemeinden 157 400 Mk., Sammlung und freiwillige Spenden 5 638 208 Mk. Zusammen 11 306 764 Mk.

Uns Katholiken stehen derartige Quellen nicht so leicht zu Verfügung, deshalb sollten, wenigstens die Kassen der katholischen Vereine, nicht verpassen, regelmäßig ihren Beitrag an die Diaspora zu zahlen. An der Hand der interessanten Mitteilungen und Berichte im Bonifatiusblatt ist es gar nicht schwer, die Mitglieder für den Bonifatiusverein zu begeistern und wie leicht kann da zum Nutzen der Mitglieder das einmal ein Wort beigefügt werden über das Glück des wahren Glaubens, ein anderesmal über die gemischte Ehe, oder über den Segen des Gotteshauses, die öftere Kommunion usw. Der Aufforderung zu dem Vereinsalmosen aus der Vereinskasse im Laufe der Woche oder des Monats noch freiwillig eine Gabe beizufügen, läme gewiß mancher Zuhörer mit Freude nach. So wurde einmal in einer Jungfrauenkongregation am Feste der hl. Elisabeth der Vorschlag gemacht, es möchten alle Namenstagskinder eine Gabe beisteuern für eine Elisabethkirche und siehe, es konnten 17 Mark in die Diaspora abgesandt werden. Vor ca. 10 Jahren richtete der hochselige Kardinal Fischer von Köln an alle Frauen und Jungfrauen der Erzdiözese Köln die Bitte, um eine Gabe für den Bau einer Kirche zu Ehren der unbefleckten Empfängnis. Mehrere 100 000 Mark kamen an und die herrliche Kirche zu Elberfeld-Bohnwinkel steht da als glänzender Beweis für die Opferfreudigkeit, die apostolische Gesinnung und die werktätige Liebe der katbol. Frauen und Jungfrauen gegenüber der Gottesmutter und der hl. katholischen Kirche.

Wenn alle katholischen Vereine dieses Beispiel befolgen würden, was wäre das für ein großer Gewinn für die Diaspora.

Darum auf zur Tat. Der Bonifatiusverein ist für uns der wichtigste Verein, es handelt sich um das Seelenheil von Unzähligen.

Glück bewahrter Unschuld!

Von einem deutschen Jesuiten in Nord-Amerika.

Es war an einem Herbstmorgen des Jahres 189... als ein Zug durch die nordamerikanische Landschaft dahinbrauste. Dichter Nebel lagerte noch über dem Talrunde, durch das er eben seinen flüchtigen Lauf nahm. Im Osten, über den nebelsternen Bäumen, stand bleich und trübe die Morgensonne und ihre Strahlen vermochten nur schwer den grauen Nebelflor zu durchdringen. Schon bog der Zug um eine scharfe Kurve an der Mündung des Tales, da ertönte ein schriller Warnungspfeif, die Bremsen der Räder knirschten, ein jäher Ruck flog durch alle Wagen. Zu spät! Das Schreckliche ist bereits geschehen. Infolge des dichten heftigen Nebels hat ein Zusammenstoß stattgefunden. Da liegt nun ein großer Trümmerhaufen, der traurige Rest weiter Züge, die eben noch stolz und kraftvoll dahinrauschten und allem zu trogen schienen. Wimmern und Stöhnen, flehenliche Hilferufe ertönen allenthalben. Diejenigen, die unversehrt geblieben oder nur leichte Verletzungen erlitten, sind denkbar bereit zur Stelle. Auch kommt Hilfe von der nahe ge-

legenen Station, einem Landdörfchen. Nur mit großer Mühe nimmt man die Toten und Schwerverletzten aus dem Trümmerhaufen hervor und bettet sie vorläufig auf die leichte Erde. Eine car lange Reihe unglücklicher Opfer liegt bereits da, und immer noch legt man neue hinzu. Manche hat der Todesengel schon heimgeholt. Andere stöhnen herzzerreißend in Folge schwerer Verletzung. Ein Priester ist da und spendet Trost und Hilfe denen, die danach verlangen. Er kommt auch zu einem etwa 14-jährigen Jüngling, der auffällig ruhig daliegt, die Augen geschlossen, die Hände über die Brust gefaltet, ein Bild des Friedens inmitten der Stille des Todes. Sein Wimmern kann ihm der Schmerz expressen, der in seiner tödlich gequälten Brust ruht. Eigenständig beruhigt beugt sich der Priester über den Jüngling, der trotz seines jugendlichen Alters so trefflich zu leiden verstand. „Wünschst du geistlichen Beistand?“ fragte der Priester. „Hochwürden“ versetzte mit matter Stimme der Jüngling, „heute morgen noch habe ich die hl. Kommunion empfangen. Da Herz Jesu-Freitag war, fuhr ich zur benachbarten Kirche. Auf dem Rückweg weichte mich das Unglück.“ „Bedängst dich denn nichts im Angesichte des Todes?“ Da bedeckte eine matte Blässe die bleichen Züge des Jünglings. „Hochwürden“, hauchte die sterbende Stimme, „ich habe nie in meinem Leben die Unschuld verlegt.“ Tief gerührt eilte der Priester weiter, anderen Sterbenden den letzten Beistand zu erteilen.

Fretlich aber lag der sterbende Enael da. Sein Angesicht ward immer blässer. Doch seine Züge am pieken ein so zartes seltsames Lächeln, das erinnert an jene glückliche Heimat dort oben, wo weder Trauer noch Schmerz zu finden ist.

Im Osten war unversehens die Sonne höher und höher gestiegen. Ihre goldenen Strahlen legten sich wie verklärend auf den sterbenden Dulder, wie Morgenrauß zu ewigem Glück, wie Jährot zur himmlischen Beiläufig.

Der Tod, ein Engel.

(Nach einem englischen Gedicht.)

Was fürchtest du den schönen Engel Tod,
Der deiner harrt am Tor vor sel'gem Land,
Der dir hinweg den schweren Atem läßt,
Der deine Augen schließt mit sanfter Hand?

Er, den du fürchtest, legt die kalte Hand
Auf's Herz dir, dich den Schmerzen zu entzieh'n;
Er dämpft die Schreien des verdorrten Hirn's
Und heilt der Sorge dunkle Schatten flieh'n.

Er bringt zurück, die nichts uns wiederbringt,
Nicht Sehnsucht, noch Gebet, noch Zeit noch Nacht,
Die längst geschwunden und so teuer, wie
Den Blumen des Gesichts nach langer Nacht.

Was ist das Leben, wenn es alles ist?
Die Tränen blenden dich, laßt lächeln du
Die Schätze, wartend dein im ernen Blau;
Sie alle führt dein Freund, der Tod — dir zu!

Splitter.

Wo der Gehorsam ausbört, da hört auch die
Disziplin auf. Die höchste und edelste Form, in welcher
der Gehorsam jutage tritt und deshalb von den Vor-
geordneten erstrebt werden muß, ist nicht die Furcht
sondern Hochachtung und Pietät. (Bone.)

Kommst du zum Bäden,
Dann wehe dem Rücken. (Bone.)

Gehorsam! Schwer und edel Wort
Wie selig wärs der Welt verjunken
In Liebe schmelzend, gotteskrunk
Anstehen einzig deinen Gott!
(Kingsley: Der Königin Lied.)

Je mehr einer zu tun hat, desto mehr Zeit findet er.
(Bone.)

Du liebes, du golderes, du himmlisches Vater-
unser, wo ist ein Schmerz, den du nicht hilfst,
wo ein Leid, dem du nicht Balsam bist, wo ein
Stam, den du nicht veridnnt? Gewaltig ist das
Webe, das im klauen Menschenherzen Raum findet,
gewaltiger noch der Trost, den deine Worte jedem
wunden Herzen bringen.

(Gosburg: Durch Nacht zum Licht.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Hirtenschriften der Suldaer Bischofskonferenz.

Die am Grabe des hl. Bonifatius versammelten Bischöfe entbieten den Gläubigen ihrer Diözesen Gruß und Segen im Herrn.

Liebste Diözesanen!

Familien Sorgen sind schwere Sorgen. Das wissen die meisten von Euch aus eigener Erfahrung. Die Sorge für die christliche Familie ist in heutiger Zeit auch die schwerste Sorge Eurer Bischöfe. Diese Sorge hat uns beschäftigt, als wir das letztemal am Grabe des hl. Bonifatius versammelt waren; sie hat uns den Entschluß eingegeben, ein gemeinsames Hirtenwort an alle unsere Gläubigen zu richten. In unserem Hirten schreiben vom 12. August 1908 haben wir Euch aufgefordert zum Kampfe gegen die Macht der öffentlichen Unsitlichkeit. Heute rufen wir Euch auf zum Schutze der christlichen Familie, die von furchtbaren Zeitübeln und Zeitlastern schwer gefährdet ist.

Die Familie ist die Lebenszelle und der Lebensquell der Menschheit, der Nation, des Staates und der Kirche. Ist die Familie krank, so ist das ganze Volk krank. Entartet die Familie, so geht es mit der Nation abwärts, und kein Wohlstand und kein Bildungsstand, keine Heeresmacht und keine Weltmachtstellung kann den Niedergang aufhalten. Es gab eine Zeit, wo der Deutsche sich berechtigt glaubte, diese bitteren Wahrheiten auf andere Nationen anzuwenden. Heute treffen sie in voller Schärfe uns selbst. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo Eure Bischöfe an das Prophetenwort erinnern müssen: Mein Volk, die dich glücklich nennen, belügen dich u. verderben die Wege deines Wandels; die glücklich preisen, sind Verführer, und die sich glücklich preisen lassen, stürzen in den Abgrund. (Jf. 3, 12; 9, 16.)

I.

1. Die deutsche Familie — wie stand sie einstens hoch in Ehren und Furcht der Liebe und Treue, der Ordnung und Frömmigkeit, als Bild der Gesundheit und Fruchtbarkeit! Nun ist auch über sie eine schwere Erkrankung gekommen. Auf diese weist hin ein Wort von unheimlichem Klang, das früher uns nichts anging, das Wort **Geburtenrückgang**. Wie weit das Uebel schon um sich gegriffen hat, das zeigen die Zahlen, die diesen Rückgang feststellen.

Im Jahre 1876 kamen in Deutschland auf 1000 Einwohner 42 Geburten. Im Jahre 1911 bloß noch 29. Ein Kind weniger auf 1000 Einwohner bedeutet 65 000 Kinder weniger im ganzen Reich. Also weist das Jahr 1911 im Vergleich mit dem Jahr 1876 einen Ausfall von weit über 800 000 Kindern auf. Von Jahr zu Jahr geht die Zahl der Geburten zurück, und zwar in Frankreich im letzten Jahrzehnt rascher als selbst in Preussland und Belgien. Wenn es nicht gelingt, dem Uebel Einhalt zu gebieten, so wird auch bei uns die Zahl der Todesfälle die der Geburten übersteigen, und es wird auch für Deutschland das Wort gelten: mehr Särge als Wiegen.

Diese Zahlen rufen eine erschreckend deutliche Sprache. Und sie klagen nicht etwa bloß über Not, sie klagen gegen Schuld, gegen schwerste Schuld. Die klagen sich und andere, die den Rückgang der Geburten lediglich oder hauptsächlich aus ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aus der Leterung der Lebensmittel, der Erschwerung der Lebenshaltung herleiten wollen. Unser Volk hat sich durch viel schlimmere Zeiten hindurchgekämpft, ohne daß jene schlimme Erscheinung eingetreten wäre. Nachweisbar ist das besagte Uebel nicht eine Folge der Not sondern eine Folge des Luxus; in den oberen Ständen, in reichen und wohlhabenden Kreisen hat es seinen Anfang genommen und ist erst mit den Lastern dieser Stände allmählich auch ins Volk eingedrungen.

Wir wollen gewiß nicht in Abrede stellen, daß mancherlei soziale Mißstände der Gegenwart das Uebel gefördert und gesteigert hat, so namentlich das Wohnmangel in den größeren Städten. Hier müssen staatliche Fürsorge und christliche Warmherzigkeit zusammenhelfen und alles aufbieten, um diese schlimmen Zustände zu überwinden. Aber das sind nur Nebenursachen. Die Hauptursache, der Hauptschuldige ist der böse Wille, der böswillige, lauterhafte Mißbrauch der Ehe.

Die sittliche Fäulnis, die sofort Platz greift, wo christlicher Glaube und christliche Sitte schwinden, ist bereits hinabgedrungen bis zur Lebenswurzel der Familie. In weiten Kreisen ist die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe verloren gegangen. Auch vor die ehelichen Rechte ausüben, ohne die ehelichen Pflichten auf sich zu nehmen. Zügelloses Begehren, kaltrechnende Selbstsucht und Habsucht, feige Scheu vor Mühen und Opfern verführt dazu, daß man frevelhaft dem Schöpferwillen Gottes Trost bietet, die Natur vergewaltigt, den Hauptzweck der Ehe vereitelt, sie entweicht, verunstaltet, mit Unfruchtbarkeit schlägt die Kinderzahl vermindert, ja durch Vernichtung des keimenden Lebens geradezu zum Mörder wird.

Ein solches gottwidriges und naturwidriges Verhalten in der Ehe wird nun gar in unserer bösen Zeit heimlich und offen angepriesen und anempfohlen als besondere Klugheit und Vorsicht, als Schuttmittel für die Gesundheit und den Wohlstand der Familie, als die Kunst, die Lust zu steigern, die Last und Sorge zu vermindern. Und eine fluchwürdige Industrie leistet hierzu verbrecherisch Beihilfe. Dessenhalb und auf Schleichwegen weiß sie ihre verruchten Artikel dem Volk aufzudrängen. Die mehr unsterkes deutsches Volk nicht mit seinem Geld allein, sondern auch mit seinem Blut, mit der Gesundheit des Leibes und der Seele, mit dem Glück der Familie bezahlen; die deutsche Nation bezahlt sie mit dem Leben von Tausenden von Kindern.

Wehe, wie tief sind wir gesunken! Man rühmte sich einer Kultur, die Religion, Christentum und Kirche entbehrlieh gemacht habe und ohne sie von Höhe zu Höhe aufsteige, — und nun steht man vor neuen Abgründen des Todes. Man machte große Worte von Lebensbejahung und Lebenssteigerung infolge der Fortschritte der Neuzeit, — und nun wird hier die Nation bedroht von einer Lebensverneinung und Lebensvernichtung, die man mit Recht als ihren langsamen Selbstmord bezeichnet hat. Man freut sich mit Recht darüber, daß es der ärztlichen Kunst gelungen ist, die Sterblichkeitsziffer von Jahr zu Jahr herabzumindern, — aber gleichzeitig verschlingt der stille, geheime Tod des zwanzigsten Jahrhundert's Jahr für Jahr Tausende von Kindesleben.

So furchtbare Früchte zeitigt die Abkehr von Gott, der Abfall von Christus. Das ist die Pest, die dem Kriege gegen Christentum und Kirche auf dem Fuße folgt. Der Giftkeim und Todeskeim ist diesem geliebten deutschen Volke schon bis ins Mark gedrungen; es wird ihn nicht mehr ausstoßen können, wenn nicht alle guten Kräfte sich regen und sammeln. Darum ist es Pflicht der Bischöfe ihre warnende Stimme zu erheben. Mögen alle auf uns hören, die es angeht, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche.

(Fortsetzung folgt.)

Für die lieben Erstkommunikanten.

Als einst die frommen Hirten und die Weisen aus dem Morgenlande das göttliche Kind suchten, da fanden sie es mit Maria seiner Mutter. Auch für euch ist das liebe Jesuskind seit euren frühesten Tagen unzertrennlich verbunden mit Maria. Jesus und Maria, das waren die ersten heiligen Worte, die ihr auf dem Schoße eurer lieben Mutter gelernt habt. Ihr wollt nun bald das liebe Jesuskind in euer Herz aufnehmen, da müßt ihr auch die liebe Muttergottes recht eifrig verehren, unter ihrer fortwährenden Anrufung und ihrer gnadvollen Fürbitte werdet ihr euch am besten vorbereiten können auf die Ankunft des hehren Gastes. Maria ist ja unsere Mutter, weit hilfreicher und liebevoller als unsere irdische Mutter; in ihrer schwersten Stunde, als sie unter dem Kreuze stand, sind wir alle ihre Kinder geworden. O welches Glück ist es, eine solche Mutter zu besitzen. Welcher Schatz ist schon ein irdisches Mutterherz!

Es gibt ein Glück — o lern' es ganz empfinden,
Es gibt ein Glück — o nimm es wohl in Acht!
Ein Mutterherz ist einmal nur zu finden.

Doch was ist eine irdische Mutter gegen die sanfteste und treueste der Mütter — was ist ein irdisches gegen das himmlische Mutterherz. Darum schaut auf sie mit einem liebevollen Kinderherzen; schaut auf sie am Morgen und am Abend und empfiehlt euch ihrem mütterlichen Schutze. Wenn die Glocke vom Turme zum Engel des Herrn läutet,

dann verweist nicht, Maria zu grüßen; und wie steht's denn mit dem Rosenkranz? Du hast doch sicher einen; täglich müßt du wenigstens ein Gebetlein beten, am besten ist es, wenn du dich dabei vor den Altar der Muttergottes in der Kirche kniest. Unter einem Muttergottes-Bilde habe ich einmal die schlichten Worte gelesen:

O liebes Kind, wo gehst du hin,
Wisse, daß ich deine Mutter bin!
Wer liebt dich so treu wie ich?
Steh' still und grüße mich!

Laßt auch das euch gesagt sein, liebe Erstkommunikanten, ihr werdet's nicht bereuen. Der Weg zum Sohne geht durch die Mutter, und sollte Jesus der Mutter ziehen von sich weisen?

Nein, o Mutter, weit und breit,
Schallt's durch deiner Kinder Mitte,
Daß Maria eine Bitte
Nicht gewährt ist unerhört,
Unerhört in Ewigkeit.

Euer größtes Anliegen ist jetzt eine recht würdige erste hl. Kommunion. Das müßt ihr der ersten Gottesmutter täglich empfehlen, und nebenher geht als gute Marienkinder euch recht Mühe, der Gottesmutter immer ähnlicher zu werden. Kinder müssen der Mutter ähnlich sein, darum seid wie sie recht demütig und bescheiden, recht gehorsam und geduldig, vor allem aber bewahrt euch die Perle aller Tugenden, die Keinheit des Herzens, seid jungfräuliche Kinder der jungfräulichen Gottesmutter. Weicht euch ihr jetzt schon für euer ganzes Leben:

O meine Herrin, o Mutter mein,
Von nun an will ich dein eigen sein,
Und weil ich nun dein bin ganz und gar,
So weh' ich dir heute und immerdar
Die Augen, daß sie erstrahlen mild
Als deiner Keinheit Ebenbild,
Die Ohren, daß deinen Ruf sie nur hören,
Daß verlockende Klänge sie nicht betören,
Der Mund, daß er nur deine Hobeit verkünde,
Von Lüge rein, und von Worten der Sünde,
Mein Herz bis zum Tode dir kindlich ergeben,
Ja mich selbst mit Liebe, Leib, Seele und Leben.

Und weil ich, o gütige Jungfrau mein,
Dir ganz gedöre und ganz bin dein,
So schütze mich, wenn meine Kräfte erlahmen,
In Versuchung und Streit in Ewigkeit! Amen.

Höre noch etwas von einem jugendlichen Marienverehrer. Prof. Dr. Beck in Freiburg schrieb dem bekannten Schriftsteller Stefan Weigel, nachdem er sein „Ave Maria“ gelesen, folgendes rührende Beispiel: „Dann wieder mußte ich bei der Besung an meinen lieben unergelichen Ministranten Rudolf Sermond denken, dessen Tod im letzten Februar (1902) mir einen so tiefen Schmerz bereitet hat. Er war mein bester Schüler und war von allen seinen Kameraden geliebt und geachtet wegen seiner seltenen Geistes- und Gemüts-Eigenschaften, er war Schüler in der 4. Gymnasial-Klasse; ich habe nie einen Menschen gesehen, der eine so innige Liebe zu Maria hatte wie dieser Kleine. Der marianischen Kongregation angehörend war seine größte Freude, er kommunizierte an allen Marienfesten; dazu war er die Unschuld und Frömmlichkeit selbst. An Maria Vichimeß kommunizierte er zum letzten Male am Altare, und wie? Ich werde den Eindruck nie vergessen. Am gleichen Tage fiel er in seine Todeskrankheit; in den Fieber-Phantasien betete er fast fortwährend zu Maria und rief öfters: „Welche Freude, der Muttergottes nahe zu sein!“ Er tröstete sich in den furchtbarsten Schmerzen mit der Anrufung: „Mutter der Leidenden, bitte für mich.“ Am Todestage morgen kommunizierte er nochmals, und zwar in einer Weise, daß der Anblick in stände gewesen wäre, den verhärtetsten Ungläubigen zu belehren. Als ich ihm gegen das Ende des Todeskampfes, etwa 2 Minuten, ehe er den letzten Atemzug tat, noch vorbeietete: „Heilige Maria, bitte für mich, dein armes Kind, jetzt und in der Todesstunde!“ da lächelte er nochmals friedlich und selig, dann starb er.“

Wißt du auch einmal so glücklich sterben, dann werde ein treues Marienkind.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruderei in Sulda.

Nr. 6. Sonntag den 8. Februar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaltige Coloneizeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Ankunfts-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentander. — Sonntag Septuagesima. — Flügel an den Händen. — Ist die katholische Kirche unbuldsam. — Aus dem Kalender der Woche. — Wo ist das Glück. — Was man alles fertig bringen kann. — Hirtenreiben der Suldaer Bischofskonferenz. — Für die lieben Eritommunikanten.

Wochentander.

- Sonntag, 8. Februar, Septuagesima. Johann v. Mattha.
- Montag, 9. Febr., Romuald, Abt; Apollonia, Jungfrau und Martyrin.
- Dienstag, 10. Febr., Scholastika, Jungfrau.
- Mittwoch, 11. Febr., Fest der Erscheinung der Mutter Gottes in Lourdes; Adolph, Bischof.
- Donnerstag, 12. Febr., Titus, Bischof.
- Freitag, 13. Febr., Gregor II., Papst.
- Samstag, 14. Febr., Valentinus, Bischof u. Mart.

Sonntag Septuagesima.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge.
Evangelium Matth. 13, 1-16.

Flügel an den Händen.

Auf dem Markte in Jerusalem standen zehntausende, verhungerte Gestalten umher. Aus ihren Gesichtern standen die Worte geschrieben: arbeitslos — brotlos. — Böhmlich leuchteten ihre Augen auf: Von der Höhe kam ein vornehmer Herr — Besitzer eines großen Landes, gutes und eines ausgedehnten Weinberges. „Was steht ihr da müßig?“ spricht er zu ihnen! „Geht in meinen Weinberg, und ich will euch geben, was recht ist.“

Anstatt aber dem Herrn zu danken, — daß er ihnen Verdienst und Brod gegeben, murrt den Arbeiter am Abend über ihn, weil sie nicht mehr bekamen, als ausbedungen war. Offenbar fehlte diesen unverschämten Männern der rechte Begriff von der Arbeit. Sie erblickten darin einzig und allein eine Erwerbquelle, eine Geldgrube. Das ist aber ein einseitiger und verkehrter Standpunkt. Du aber mein Freund mußt höher von der Arbeit denken, mußt „deinen Händen gleichsam Flügel anlegen.“

Und da ist der Gedankengang gut, durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen für dich und die Deinen. „Wir haben euch angetragen“, schreibt der Apostel, „daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll.“ Wir haben nämlich gehört, daß einige unter euch unruhig leben, nicht arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben; solchen aber gebieten wir und beschwören sie im Herrn Jesus Christus, daß sie in der Stille arbeiten und ihr eigenes Brod essen.“ — Du siehst, wie energisch

der Apostel auftritt und mit welcher Entrüstung er diejenigen tadelt, die ein Schlaraffenleben führen. Jene sind also auf dem Holzweg, die dem Mühsigang fröhnen, obwohl sie gesund sind wie der Fisch im Wasser, und denen es nicht fehlt an Arbeitsgelegenheit, und die dann von der öffentlichen oder privaten Wohlthätigkeit zehren wie der Schmaroher vom Baum. Selbstverständlich rede ich da nicht von jenen, die wegen Krankheit arbeitsunfähig sind, oder die täglich auf dem Arbeitsmarkt sich umsehen, aber nirgends angestellt werden; solche arme Opfer der Arbeitslosigkeit empfiehlt die christliche Caritas unserer Mildthätigkeit und Fürsorge.

Ich habe nicht notwendig zu arbeiten, höre ich den Rentner rufen; ich habe mein Schäflein im Trocknen und kann die Hände in den Schoß legen; wozu also mich plagen? — Aber wie niedrig denkst du von der Arbeit; du mußt dir Mühe anlegen: Die Arbeit ist nicht bloß eine Versorgung, sondern eine Verpflichtung. „Wie der Vogel zum Fliegen, so ist der Mensch geschaffen zur Arbeit.“ Erkenne aus diesem Worte der Schrift den Willen deines Schöpfers, daß du arbeitest. Es muß ja nicht immer gerade körperliche Arbeit sein, auch die geistige Arbeit ist eingerechnet; sie erheischt oft mehr Anstrengung als die körperliche. Die Art der Arbeit ist gleichgültig, aber zu irgend einer Arbeit mußt du dich verstehen. Gottlob gibt es vornehme und reiche Leute genug, die nach diesem Grundsatz handeln. Ich habe von fürstlichen Damen gehört, welche die Nadel zur Hand nehmen und an die Nähmaschine sich setzen, um eigenhändig den Armen Kleider zu machen. Das sind schöne Beispiele christlichen Sinnes und heiliger Auffassung.

Aber ich bin Fabrikarbeiter, sagst du, und habe eine einseitige, langweilige Beschäftigung. Und ich muß mit der Landwirtschaft mich abplagen, und ich muß die tauend Kleinigkeiten im Haus und Küche besorgen. — Ich leugne nicht, daß es Arbeiten gibt, so unangenehm wie die Brenneisen im Garten. Nimm Flügel und denke etwas höher und du wirst auch mit geringen und beschwerlichen Arbeiten dich verlohnen. Oder weißt du nicht, daß du schon in Adam gesündigt hast, und du selber einen Schwarm persönlicher Sünden begangen hast, und daß dafür eine Strafe in der Ordnung ist? Hat nicht schon im Paradies unser Herrgott die Arbeit als Strafe diktiert? „Weil du das getan hast“

sprach er zu Adam, „so sei die Erde verflucht und deinewillen; Dornen und Disteln soll sie dir tragen, und im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ — Und noch einen Gedanken, der die Arbeit besüßelt, veredelt und vergoldet: Der Sohn Gottes hat auch gearbeitet. Ich erinnere mich an ein Bild, auf dem das Jesuskind dargestellt ist, wie es mit dem Besen die Stube aussegt. Und ihr alle habt gewiß schon Darstellungen der hl. Familie gesehen, auf denen der göttliche Knabe die Säule schwingt, um gemeinsam mit seinem Pflegevater einen Balken zu zerhacken: Der Herr des Himmels der seine milde Hand aufstut und allen Geschöpfen den Tisch deckt, er hat im Schweiß seines Angesichts das tägliche Brod sich verdient, weil er in der Arbeit ein Gebot seines Vaters erkannte, weil er durch die Arbeit der Nachwelt ein Beispiel geben wollte.

Unzähligen hat dieser Gedanke die Hände besüßelt, daß sie auch die geringste Arbeit freudig anfaßten. In der Lebensgeschichte des hl. Franz Xaver las ich, daß man ihm einen Diener mitgeben wollte auf die Reise nach Indien, der ihm die Kleider reinigen, die Schuhe putzen, die Speisen austragen und für seine kleinen Bedürfnisse sorgen sollte. Auf dieses Anerbieten hatte der Heilige folgende denkwürdige Antwort: so lange ich zwei Hände habe, brauche ich keinen Diener; ich hoffe, mich und andere zu bedienen, ohne deshalb meiner Würde etwas zu vergeben.

Ja nimm Flügel an deine Hände und laß dich von ihnen bis zum Himmel tragen. Geschieht die Arbeit im rechten Geist, so trägt sie uns nicht bloß den Zehner irdischen Lohnes, sondern auch den Zins der ewigen Seligkeit. Ein jeder jagt der Apostel, wird sein Lohn empfangen gemäß seiner Arbeit. — Allerdings darfst du es dann bei der Arbeit nicht machen wie jener Schmied, von dem im Leben der hl. Luidgard erzählt wird, er war ein fleißiger, gesunder und schaffenslustiger Mann; wenn er aber das Eisen im Feuer drehte und mit dem Hammer darauf schlug, daß die Funken stoben, dann tat er bisweilen einen trätigen Fluch. Nach seinem Tode wurde der hl. Luidgard geoffenbart, daß der Mann nicht in den Himmel gekommen sei, da er sich mit seinem Fluchen einen Himmelsriegel geschmiedet habe! — Mit Geduld also, mit emsiger Freudigkeit, mit einem Ausblick nach oben, so mußt du deine Arbeiten verrichten — wie einer der nicht für die Menschen schafft, sondern für Gott. So wirst du deine Arbeiten als Quartiermacher in das Jenseits vorausschicken und

Inmal zu denen gehören, von denen die geheime Offenbarung sagt: „Von nun an, spricht der Geist, sollen sie ausruhen von ihren Mühen, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (14. 13)

Der Burgpfarrer.

Ist die katholische Kirche unduldsam?

1.

Das ist das einzige, was ein Herz so ganz begeistern kann auf dieser Erde: Christus, der Herr, und seine eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, hat ein großer Prediger gesagt. Sein Wort wird von Freund und Feind als wahr bestätigt. Die Freunde lieben infolgedessen die Kirche und opfern sich im Notfall für sie auf. Die Feinde der Kirche fühlen wohl deren Erhabenheit und ehrfurchtgebietende Erscheinung. Aber statt sich ihr zu unterwerfen, gehen sie einen anderen Weg: sie verleumdete sie und werten mit Schmutz nach ihr.

So kann man es heute oft hören und lesen, die katholische Kirche sei unduldsam, intolerant. Nur ihre Lehren lasse sie gelten und alle anderen brandmarke sie als falsch und verwerflich, wo sie die Gewalt habe, mit allerlei Schikanen, ja, mit Feuer und Schwert. Dann werden so allerlei Geschichten erzählt, wie Katholiken in Spanien oder in Südamerika unduldsam gewesen seien und dort dem oder jenem gerechten Manne das Leben sauer gemacht hätten.

Wie steht es damit?

Als du auf der Schulbank sahest, hast du auch die große Kunst des Einmaleins gelernt. Da hieß es: 3 mal 3 ist 9. Weder 8 war recht, noch 10, sondern gerade ausgerechnet 9. Und wenn du anderer Ansicht warst, so kam der Herr Lehrer mit dem Stock und war unduldsam genug, dir deinen Aberglauben auszutreiben. Du wirst damals auch entrüstet gewesen sein über den intoleranten Mann. Heute bist du froh, daß er dir das Einmaleins beigebracht hat.

So ist die Kirche die Lehrerin der Völker. Christus hat sie dazu bestimmt. Er hat den Aposteln den Auftrag gegeben: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Sie muß also wissen, was ihr Meister ihr befohlen hat. Sie muß sagen können: Das allein ist Wahrheit. Wer anders glaubt, irrt.

Inwiefern ist die Kirche wirklich unduldsam. Aber kann sie anders handeln? Sie kann doch, was schwarz ist, nicht weiß; was falsch ist, nicht wahr nennen. Wie das Licht die Finsternis nicht duldet, so muß die Kirche den Irrtum bekämpfen. Wenn sie der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen sucht, so tut sie nur, was Christus getan, und was heute jeder aufrichtige Gelehrte tut.

So ist der Vater unduldsam gegen die Unarten seines Kindes und straft sie. Der Staat ist unduldsam gegen die Verbrechen und sucht sie auszurotten. So muß auch die Kirche das Recht haben, Lüge Lüge und Unrecht Unrecht zu nennen.

Aber man muß unterscheiden zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, der falschen Lehre und dem, der sie glaubt. Gott haßt die Sünde, aber er liebt die Sünder. So sagt der hl. Augustinus: „Bernichtet die Irrtümer! Liebet die Irrenden!“ Nach dieser Regel hat die Kirche stets gehandelt. Den Irrtum hat sie verfolgt bis in seine letzten Schlupfwinkel. Gegen die irrenden Menschen war sie duldsam und suchte sie für die Wahrheit zu gewinnen.

Drei Dinge mußt du nach ihrer Lehre den Irrenden entgegen bringen:

Achtung. Du brauchst von einem Sozialisten, einem Protestanten nicht dein Heiliges verpöhlen zu lassen. Aber dich, fremde Ueberzeugung zu verächtlichen und ohne Grund anzuzweifeln!

Gerechtigkeit. Daß jemand anderen Glaubens ist wie du, gibt dir kein Recht, ihn zu benachteiligen und zu verkürzen. Unrecht tut doppelt weh, wenn man merkt, es werde einem seiner Religion wegen angetan.

Liebe. Jeder Mensch ist dein Bruder, mag er auch im Glauben von dir getrennt sein. Auch wenn dein Bruder irrt, höre er nicht auf, dein Bruder: sein und schließt sich nicht von deiner Liebe aus.

Aus dem Kalender der Woche.

Die hl. Apollonia † 249.

(9. Februar.)

Diese Heilige wird oft von solchen, welche an Zahnweh leiden, um ihre Fürbitte angerufen. Solches kommt daher, weil die Jungfrau Apollonia bei einer Christenverfolgung in Alexandria so in das Gesicht geschlagen wurde, daß sie alle Zähne verlor. Dann wurde sie zur Stadt hinausgeführt, ein großes Feuer angezündet und ihr gedroht, daß sie hineingeworfen werde, wenn sie den Christengott nicht lästere.

Apollonia begehrte eine Weile Bedenkzeit, um freien Gebrauch der Glieder zu bekommen. Widriglich lief sie ganz freiwillig in das Feuer, offenbar durch den Antrieb des hl. Geistes, damit die Heiden sähen, wie mutig und entschlossen der Christ auch in den Feuertod geht für seinen Herrn. Solches Beispiel des freiwillig beschleunigten Todes darf jedoch nicht nachgeahmt werden, weil die hl. Apollonia, nur durch eine besondere göttliche Eingebung aufgefordert, dies getan hat. Mit Vertrauen können wir sie anrufen bei Zahnweh, wir dürfen nämlich annehmen, daß ein Heiliger, welcher eine besondere Marter ausgestanden hat, gerade besonderes Mitleid mit solchen Menschen haben werde, welche etwas Ähnliches leiden müssen. Deshalb werden sie auch recht kräftig für solche Leidende bitten, wenn diese viel ihre Fürbitte anrufen.

(Nach Alban Stolz, Legende.)

Wo ist das Glück?

Skizze aus dem Leben.

Die Hyazinten blühten am Fenstersims, der Vogel Hansi zwitscherte und die Kinder lachten.

„Fertig!“ Frau Hansen steckte die Nähnadel in das weiße, hüblische Kissen, das klein Vieschen für Mutters Nadeln zusammengestochert hatte.

Vieschen und Fränzchen kamen sofort herbeigetrippelt.

„Schön!“ sagte das fünfjährige Mädchen und blickte mit Rennerblicken auf die weiße Seidenrobe, an der ihr Mütterchen zwei Tage und zwei Nächte lang fast ununterbrochen genäht hatte.

Fränzchen sah gleichfalls bewundernd auf das schimmernde Feentleid, aber es fiel ihm nicht ein, mit seinen dicken Patschhändchen danach zu langen. Mutters Arbeit! Ein Ding, das Ehrfurcht erweckte und unantastbar war. Selbst das Kleinste in Wagen, das sonst nach allem griff, was in seinen Bereich kam, hatte davor Respekt. Frau Hansen hielt ihre in guter Zucht mit treuer, fester Mutterhand.

„Mein liebes gutes Mütterlein,“ sagte Fränzchen, als die gefährliche Robe wohlverpackt im Karton ruhte.

Und dann kam, was nach solcher stark betonten Anrede immer zu folgen pflegte: Fränzchen legte die dicken Arme um Mutters Hals, küßte ihre blaffen Wangen mit besonderem Eifer — denn er hatte das Küßen erst mit vieler Mühe und nach zahllosen mißglückten Versuchen nötdürftig erlernt — und fragte ernsthaft:

„War das ein Kuß?“

„Das war ein Kuß!“ antwortete die Mutter ebenso ernsthaft, und dann küßte sie selbst Fränzchen auf seine beiden roten Wangeln.

Fränzchen lachte, Vieschen lachte und das Kleinste krächte vor Vergnügen. Da lachte auch die totmüde Mutter . . .

„Na, immer lustig, ihr Trabanten?“ Die Nachbarin, die auf die Kinder in Frau Hansens Abwesenheit acht haben sollte, trat ein. Sie hob vorsichtig den Deckel von dem Karton und stieß beim Anblick des weißen Kleides einen Ruf der Freude aus.

„Ah, ist das aber schön! Ja, die reichen Leute!“ Und seufzend schloß sie wieder den Deckel. Sie war ein altes, verblähtes Mädchen, das wenig vom Leben hatte.

Auch Frau Hansen seufzt, während sie sich ankleidet.

„Der eine hat alles und der andere nichts. So'ne teine, junge Frau! Im Geld kann die nur so wählen. Der Mann trägt sie auf Händen. Alles kauft er ihr, was sie mag. Und ich?“

Die Näherin denkt ihrer langen, entbehrungsreichen Witwenzeit. Nichts, nichts als Arbeit. Kein bißchen Vergnügen, keine Erfrischung, kein Fest. O, Jerum!

„Gib mir noch einen Kuß,“ wünscht Fränzchen. „Komm gut heim, mein liebes Mütterchen,“ flüsterte Vieschen an ihrem Halse.

Das alte Mädchen schluckt ein wenig, dann sagt es mit verschleierter Stimme: Und die Kinderchen? Sind die etwa nichts? . . .

Frau Hansen ging, nachdem sie den Kindern Butterbrote gestrichen und der Nachbarin Verhaltensmaßregeln bezüglich des Kleinen gegeben hatte. Sie sprang nur so die Treppen hinab, denn es war höchste Zeit. Eben hielt die Straßenbahn, die sie benutzen mußte. Schnell hinauf! War das ein Glück, daß sie die noch erreichte! Um 5 verkehrte hier nur alle zehn Minuten. Und die Gnädige wollte zum Ball . . .

Ja, die Kinder! Wenn sie die nicht gehabt hätten! Wie hatte der freundliche Arzt gesagt, als sie im ersten Schmerz um ihren Mann fast zusammengebrochen war? „Das sind noch Werte!“

Ja, das waren Werte. Die Mutter hatte an ihnen, den zarten, hilflosen Weien, Halt und Stütze gefunden. Für sie hatte sie den Kampf ums Leben aufgenommen und hatte gesiegt. Jetzt war sie eine gesuchte Schneiderin; sie besaß einen ihr zuagenden Verus und konnte den Kindern Nahrung und Kleidung verschaffen.

Eigentlich ist so ein arbeitsreiches Leben auch schön. Schon der tiefe, ruhige, friedvolle Schlaf nach des Tages Arbeit! Und dann: jedes Kleidchen, das man den Kindern kauft, jedes Stückchen Sauerkraut, jeder Bissen Brot — selbst verdient! Welch stolzes Bewußtsein! Man ist Hausvorstand, hat alles zu bestimmen, alles einzuteilen, für jegliches zu sorgen. Die Kinder blicken zu einem auf; der Wille der Mutter allein entscheidet. Es ist ja schwer für eine zarte Frau, die sich immer zu hingebend der sicheren Führung des Mannes anvertraut hat.

Ja, aber es ist doch schön und gut, wenn man, von der eisernen Notwendigkeit gezwungen, fest steht auf eigenen Füßen und nicht zusammenbricht. Wie zuvorkommend sind die Kinder, wie sicher wissen sie sich in der Mutter Schutz. Es ist doch schön! „Mollenmarkt!“ ruft der Schaffner.

Frau Hansen erweist schnell den Karton, den sie in Gedanken neben sich hingestellt hat, und springt ab. Dann blickt sie auf ihre kleine, schwarze Uhr . . . „Gott sei Dank, erst fünf!“ Jetzt hastet sie die Straße hinunter; schnell links einbiegen, und nun noch ein paar Häuser. Unwillkürlich hält sie inne.

Wie schön ist es hier! Diese Prachtbauten rechts und links. Und diese großen Vor- und Seitengärten! Da weht schon eine ganz andere Luft als im Armenleutenviertel. Freilich: keine Fabriken und viele Anlaen!

Ein tiefer Seufzer hebt die Brust Frau Hansens, als sie an der Klingel an einem großen vornehmen Hause zieht . . . Wer es auch so haben könnte! Die Reichen haben doch jeden Tag Festtag. Denen hängt immer der Himmel voll Segen. „Und ich?“ fragt sie nach alter Gewohnheit Vergleiche ziehend zwischen sich und andern. Das hat ihr Mann immer an ihr geabelt, aber sie kann nicht davon lassen.

„Zu wem wagen Sie?“ fragt der Portier ein wenig hochmüthig.

„Zu Frau von Lainor“, antwortete sie schüchtern. „Dort die Lieferantentreppe,“ brummt der Mann, und erdtönd geht die Näherin durch den Durchgang nach der anderen Treppe. Daß sie das nicht selber weiß! Bei den Reichen ist alles geregelt und geschieden.

Oh, diese Treppe sieht nun wieder ganz anders aus als die Brachttreppe vorn. Dort weißer Marmor, rote Samtstieppe und glänzende Messingstangen — hier holprige, schwarze, ausgebreitete Stufen. Die Rehrseite!

Eigentlich ist der Aufgang in ihrem Hause noch schöner als die er. Die Treppen und Abzüge werden von den Partien selbst blank geschuert, und immer sieht es blithjauber aus. Einer will es stets dem anderen an Keuschheit zuvor tun; es sind im Grunde meist liebe Leute und gute, hilfsbereite Nachbarn.

Frau Hansen hat zerstreut eine falsche Glocke gezogen.

„Was wollen Sie?“ herrscht ein natowettes Stubenmädchen sie an, das mißmüthig einen Spalt der Türe öffnet.

„Verzeihen Sie; wo wohnt Frau von Lainor?“

„Weiß ich nicht, fragen Sie den Hauswirt! Ich kann nicht alle Partien im Hause kennen.“ Schwupp steigt die Türe zu.

Die Näherin schüttelt den Kopf. Hier wohnen doch nur vier Partien. Und eine weiß nichts von der anderen!

Sie steigt höher. Richtig: hier im zweiten Stock hängt ein zierliches Täfelchen: Ernst von Lainor. Hastig zieht Frau Hansen an der Glocke. Man öffnet ihr nicht sogleich. Endlich kommt ein junges Hausmädchen und läßt sie ein. Das Mädchen hat einen puterroten Kopf und ist augenscheinlich verwirrt. Aus den Innenräumen tönen laute Stimmen.

„Ja . . . ja, das Kleid. Treten Sie nur da ein, bitte. Die Gnädige kommt gleich. Ich . . . ich kann es ihr jetzt nicht sagen . . . sie ist . . . ihm, beschäftigt.“ Das Mädchen verschwindet.

Womit die Gnädige beschäftigt ist, das hört die Näherin sofort, denn das unvorsichtige Hausmädchen hat sie in den Salon geführt, der unmittelbar an das Kinderzimmer stößt, in welchem sich offenbar die Familie versammelt hat.

Klatsch, klatsch, klatsch! — Dazwischen ein Indianergeheul, das, der Stimme nach, ein etwa fünfjähriges Mädchen ausführt.

Frau Hansen denkt, sie muß so alt wie mein Lieschen sein! Und in ihre Stirne gräbt sich eine Amnestsalte.

„Ich bitte dich, Kena, hör auf!“ spricht eine gereizte Männerstimme. „Du hättest nicht heiraten sollen, du verstehst nicht, ein Kind zu erziehen . . . Sei still Unalückswurm! Du verdienst noch mehr Prügel. Aber jetzt gerade war es ein schlecht gewählter Augenblick, dir alle deine Vorbehalten beimzuzahlen . . . Ich kann nicht arbeiten, Kena, mir fehlt alle geistige Ruhe. Ihr richtet mich zugrunde, ihr! Ich bin der Unalücklichste von euch allen, ich allein! . . . N n heulst auch du, Kena. Du weißt es doch, ich kann Weibertränen nicht aushalten . . . Beherrsche dich Frau! Wir müssen auf den Ball. Soll man uns das Elend von der Stirne ablesen?“ O, o, o! Wäre ich noch hier hätte ich doch niemals geheiratet. Welch ein Leben, welche Hölle!“

Das Kind hört zu weinen auf, aber die Frau schluchzt. „Was soll ich denn nur machen? Die Kinder sind so böse. Ich verstehe es eben nicht, sie zu erziehen. Und du du bist so lieblos so hart.“

„Schweige!“ donnert der Mann. Ich bin es erst durch dich geworden. Eine hohle, eidle, Puppe bist du. Dir fehlt aller Ernst, sonst hättest du schon irrend einen Wandel geschafft. Du und deine Kinder: ihr kennt den Ernst des Lebens nicht!“

Frau Hansen will das Zimmer verlassen. Zu Tode erschrocken hat sie den Streit mit angehört; sie vermochte sich nicht vom Plaze zu rühren. Jetzt aber: nur fort!

Da öffnet sich die Türe, und eine junge Frau mit rotgeweineten Augen hastet herein, wirft sich weinend in einen Stuhl. Sie sieht die Näherin nicht, der sich bei diesem Anblick das Herz im Leibe zusammenkrampft.

Der Kronleuchter strahlt in weißem Licht. Ringsum prochtvolle Möbel aus schwarzem Ebenholz mit Perlmutter einselegt. Glänzende Spiegel, reich anzuckende Nipsachen. Und dort in dem weichen Plüschkessel: die arme junge Frau. Daneben in einem künstlerisch ausgestatteten, gewiß wunderhüben Kinderzimmer das — Kind . . . O, und der unglückliche Mann! Warum denn eigentlich? Sie können alles doch so hümmlich schön haben! Ja warum?!

Frau Hansen reißt sich zusammen. So geht das doch nicht. Hier den Schmerz der armen, reichen Frau zu belauschen — das ist ganz aarzig!

„Gnädige Frau,“ sagt sie mit ersticker Stimme. „das Kleid . . .“

Die junge Frau schrickt zusammen und wird glührot. Dann trocknet sie hastig die Tränen und steht auf. Sie sagt auch einige lobende Worte, als Frau Hansen ihr das duftige Staatskleid zeigt, und läßt sich geduldig von ihr ankleiden. Aber sie weiß: diese armlielige Näherin, auf die sie sonst so hochmüthig herabblüht, hat alles mit angehört, kennt ihr Elend ihre Schmach . . .

„Das Kleid sitzt wundervoll,“ sagt Frau Hansen wie zum Trost.

Und unter ihrer weichen, mitleidvollen Stimme löst sich etwas in dem Herzen der stolzen, schönen Dame, die wirklich herrlich und künstlich in der weißen Seidenpracht vor ihr steht.

„Ach, Frau Hansen,“ sagt sie leise und eine helle Träne tropft auf die starrende Seide, „ich bin so unalücklich! Der Mann, die Kinder . . . ach, ich weiß nicht, was ich soll!“ Sie fährt mit dem weißen Spitzenhaubentuch über die Augen.

Jetzt spricht Mensch zu Mensch. Alle Rangunterschiede sind verschwunden. Auch die Näherin sieht nicht mehr den Gang und die Fülle um sich — sie fragt nicht mehr: Und ich? Nur Mitleid empfindet sie, tiefes Mitleid.

„Das wird noch alles anders, gnädige Frau,“ spricht sie, aber sie glaubt selbst nicht recht an die eigenen Worte. Und dann: „Haben gnädige Frau noch mehr Kinderchen?“

„Nur noch eins, o Gott, ein armes, geistig zurückgebliebenes Kind. Es ist schon sieben Jahre alt und kann noch nicht sprechen.“

Sieben Jahre! denkt die Näherin entschuldigt und Fränzchen ist noch nicht drei, und sagt schon alles!

„Es ist taubstumm,“ fährt die unalückliche Mutter fort. „Zwar ist ja noch Hoffnung vorhanden, daß es bei richtiger Behandlung sprechen lernt, aber erst nach Jahren.“

Frau Hansen drängt tapfer die Tränen zurück. „Nicht verzagen gnädige Frau, der liebe Gott hilft jedem.“

Dann küßt sie der Ärmsten die Hand, obwohl sie das sonst bei ihren Kundinnen nicht zu tun gewohnt ist . . .

Als die arme Näherin die Straße betritt, umfängt sie die raube Luft eines Winterabends. Wie einen böien Alp schüttelt sie die Erinnerung an das eben Erlebte von sich.

Nur heim! heim! Zu den guten, den lieben, den getunden wohlgeratenen Kinderchen! Welch ein Gottesseggen sind diese kleinen holden stets lachenden Kinder! Sie wachsen auf, so einfach, ohne Schwermüthigkeiten, blühen und schön wie die Aelien auf dem Felde. Daß etwas Nichtes aus ihnen wird, daran zweifelt sie nicht einmal. Sie sehen ja den Fleiß der Mutter, sie lernen schon früh den Wert und den Segen der Arbeit kennen. Es kann gar nicht ausbleiben: sie werden einst gute, rechtschaffene Menschen, die ihrer Mutter das Leben schön machen und ihre Mühe lohnen.

„Was bin ich doch für eine glückliche Frau!“ flüstert Frau Hansen mit glühenden Wangen, als sie an ihrem Fenster im dritten Stock den trauten Lampenschein wahrnimmt.

Wie ein junges Mädel springt sie die Treppe hinauf.

„Lieschen! Fränzchen! Klein Männchen!“ Und es regnet heiße, seltsame Mutterlächel auf die erregte kleine Gesellschaft. Dann erregt die Frau die Händchen ihrer „Großen“ und macht einen „Kreis“. Und zum höchsten Erstaunen der Nachbarin, die solche Fröhlichkeit an ihr nicht gewohnt ist, singt sie übermüthig:

Dud, dud, ihr lieben Hühnerchen,
Nun bin ich wieder da!

Fränzchen und Lieschen jubeln, das Kleine in der Wiege kräht. Die Nachbarin lacht. Der Bozel Hansi beginnt schatrunken zu zwitschern. Die Lampe locht gemüthlich. Und die Hyazinthen am Fensterstims duften. . .

Was man alles fertig bringen kann.

Ein alter französischer General, der sich das Fluchen angewöhnt hatte, wurde von der Gicht befallen und erbat sich eine barmherzige Schwester zur Pflege. Raum war diese angekommen, da bekam der General einen schmerzlichen Gichtanfall und stieß einen juchtbaren Fluch aus, sodaß die gute Schwester fast umgefallen wäre vor Schrecken. Sie machte ihm nun Vorwürfe über sein abscheuliches Fluchen, aber der General sagte: „Was wollen sie, Schwester? Sie haben wohl recht, es ist abscheulich, aber ich bin leider schon so lange daran gewöhnt, daß ich mir's unmöglich abewöhnen kann.“ „Et, was“, erregnete die Schwester, „für einen braven Christen ist das, was Gott von ihm verlangt, nicht unmöglich; wenn sie das Fluchen endlich sich abewöhnen wollen, verspreche ich ihnen, daß sie es zuwege bringen. Wollen sie?“ „Aretlich will ich“, antwortete der General. „Wohlan so geben sie mir ihr Ehrenwort, daß sie sich den Vorschriften, die ich ihnen geben werde, unterwerfen.“ Der General gab sein Wort und die Schwester sagte ihm nun: „So oit sie einen Fluch ausstoßen, geben sie mir 5 Franken (4 Mark) für die Armen.“ „Was?“ rief der General aus, „wenn ich für jeden Fluch 5 Franken zahlen soll, dann komme ich an den Bettelstab.“ Allein er mochte protestieren und bitten, wie er wollte — die Schwester antwortete einfach: „Sie haben mir ihr Wort gegeben und ich bestehe darauf.“

Richtig es verging kaum eine halbe Stunde, da bekam der General einen neuen Gichtanfall und eine neue Klut von Fluchworten kam über seine Lippen. Aber schon stand die Schwester an seinem Lehstuhl und verlangte die fünf Franken. Szuwend gab ihr der General das Geld und brummte: „Alle Wetter, ich muß mich besser zusammennehmen, sonst werde ich ein armer Mann.“ An diesem Tag fluchte der General nur noch einmal und mitten drin hielt er inne, sodaß er der Fluch nur halb aussprach; aber es half nichts er mußte bezahlen. In den nächsten Tagen kam nur noch einige Mal ein Fluch über seine Lippen und so war er für 40 bis 50 Franken von seiner schwer schwer sündhaften Gewohnheit geheilt, die abzulegen er für unmöglich gehalten hatte. Bald darauf brichtete er reumüthig und von da an hat er die ganze Zeit seines übrigen Lebens auch nicht ein einziges Mal mehr geflucht.

Dazu eine Bemerkung über das Fluchen.

Wenn wir einen Fremden hören, der französisch spricht, so denken wir, der kommt aus Frankreich und werde wohl auch dahin wieder zurückkehren, denn dort spricht man so. Wo wird nun die Sprache des Fluchens gesprochen? Im Himmel nicht, wohl aber in der Hölle, denn die Verdammten fluchen und lästern Gott unaufhörlich. Welchen Sprache führt also derjenige der flucht, und wohin wird er einmal kommen, wenn er ohne Befehrung stirbt? Es ist gar nicht so selten, daß Gewohnheitsflucher schon nahe dem Sterben noch fluchen und satramentieren.

Schauerlich! O abscheuliche Menschenzunge, die nicht müde wird, Gott, unteren größten Wohlthäter, zu lästern, zu beschimpfen, denjenige der uns ewig selig machen oder ewig verdammten kann. Fluchen und Satramentieren ist Wahnsinn.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Hirtenschreiben der Suldaer Bischofskonferenz.

(Fortsetzung)

2. Ihr wisst, Geliebte, daß die Ehe nicht nur ein Privatvertrag zwischen zwei Menschen ist, nicht nur eine wichtige bürgerliche Einrichtung, sondern ein Lebensbund, den der allmächtige Gott zugleich mit Erschaffung des Menschen gestiftet, den er schon im Paradiese gesegnet und mit seiner Schöpferkraft befruchtet hat. Diesen Lebensbund hat Jesus Christus in seiner Kirche zur Würde eines Sacramentes erhoben. Es ist nun nach des Apostels Wort ein großes Geheimnis, aber in Christus und in der Kirche (Eph. 5, 32), selber ein Abbild der wunderbaren Vereinigung des Gottmenschen mit seiner Kirche.

Das aber ist der Hauptzweck der Ehe: durch unwillkürliche Lebens- und Liebesgemeinschaft der beiden Gatten eine Familie zu gründen, Kindern das Leben zu schenken, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, den Fortbestand der Kirche und des Staates zu sichern.

Die Kinder sind die Edelreucht des geheimnisvollen Zusammenwirkens der Eltern mit dem Schöpferwillen Gottes. Sie sind Pfänder der Liebe, die Ehre, Freude und Hoffnung der Familie, und, sobald sie die Taufe empfangen: haben, sind sie Kinder Gottes, Lieblinge Jesu, Gnadenkinder, Segenskinder, Erben des ewigen Lebens (1. Petr. 3, 22). Aber freilich, sie sind und bleiben immer auch Sorgenkinder. In Wehen wird das Kind zur Welt geboren, in Wehen wird es groß gezogen. Ein jedes zehrt von Leben und am Leben der Eltern und beansprucht ein volles Maß von Sorgen, Mühen und Opfern, von Nachtwachen und Tränen, von Liebe und Gebet.

Welche Sorgenlast bedeutet namentlich heutzutage eine größere Kinderzahl! Wie mögen da die armen Eltern oft bange fragen: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese zu essen haben? Schwer ist es, in dieser Welt der Aergernisse ein Kind gut zu erziehen; schwer, für jedes Arbeit, Beruf, Versorgung zu finden.

Gewiß, das sind große und ernste Sorgen, aber der gläubige Christ weiß sie zu tragen. Eltern, die mit Gott und vor Gott ihren Ehebund eingegangen haben, und ihren Ehestand heilig halten, sind vollberechtigt, wenn die Kinderzahl sich vermehrt, ihre Sorgen an den Herrn zu werfen, denn er sorgt für sie (1. Kor. 13, 8) und das Sacrament, das sie empfangen haben, verbürgt und vermittelt ihnen übernatürliche Stärke und Opferkraft zur Erfüllung ihrer Pflichten. Gläubige Eheleute wissen auch wohl, daß das hl. Meßopfer und die oftmalige heilige Kommunion das beste Mittel ist, um die Gnade des Sacramentes zu beharren.

Es gibt aber auch zu allen Zeiten einzelne Ehegatten, denen die Gnade von oben den Geist der Entsagung einflößt, so daß sie sich nicht etwa aus übertriebener Sorge oder aus Mangel an Gottvertrauen, oder aus Furcht vor Opfern, sondern aus edlen Beweggründen, auf Grund gewissenhafter Ueberlegung und freiwilliger Vereinbarung zeitweise oder für immer des ehelichen Umgangs enthalten. Solche Entsagung kann unter Umständen sogar Pflicht werden, namentlich wo es gilt, Leben und Gesundheit der Frau nicht zu gefährden. Denn wie Brüder und Schwestern in solcher Enthaltensamkeit zusammenzuleben, ist allerdings eine schwere Pflicht, aber heilige Gottesfurcht und wahre Liebe wird sie entschlossen auf sich nehmen und auch zu ihrer Erfüllung wird das Sacrament die Kraft von oben geben. Leicht wird diese Pflicht denen werden, die oftmals in der hl. Kommunion das Brot der Stärken genießen.

Schwere Sünde aber ist es, die Vermehrung der Kinderzahl dadurch verhüten zu wollen, daß man die Ehe zu bloßer Lust mißbraucht und dabei mit Wissen und Willen ihren Hauptzweck vereitelt. Das ist schwere Sünde, sehr schwere Sünde, mit welcher Mittelz und auf welche Weise immer es geschehen mag. Keine Not kann so drückend, kein Vorteil so groß, keine Macht der Begierde so zwingend sein, daß dadurch eine solche Verletzung des natürlichen, göttlichen Sittengesetzes gerechtfertigt würde. Die ungläubige Welt mag das als Klugheit und Lebensweisheit anpreisen, aber auch hier trifft das Wort des Apostels Jakobus zu: Das ist keine Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, sinnliche, teuflische Weisheit (Jak. 3, 15); ja, es ist so recht eine

Erfindung des Teufels, des Menschenmörders von Anbeginn, wie der Heiland ihn nennt (Joh. 8, 44).

Wehe den Eheleuten, die sich mit ihm einlassen, die nach dem Wort des Propheten einen Bund schließen mit dem Tode und einen Vertrag eingehen mit der Hölle (H. 28, 15). An ihnen wird wahr das Psalmwort: sie haben den Fluch geliebt, und der Fluch wird über sie kommen; sie haben den Segen von sich gewiesen, und der Segen wird ihnen fern bleiben; sie haben den Fluch umgetan wie ein Gewand und er ist wie Wasser in ihr Inneres gedrungen und wie Del in ihr Gebein (Ps. 108, 18). Wie furchtbar wirkt oft dieser Fluch sich aus in solchen Familien! Da ziehen oftmals statt der Kinder, die man nicht wollte, finstere Mächte wie Rachegeister ein: körperliches Siedtum, Geistes- und Gemütskrankheit, eheliche Zerwürfnisse, die Qualen des bösen Gewissens, und auf dem ganzen Familienleben lastet schwer die schwarze Wolke des Fluches — des Fluches des Todssünde.

Es ist für uns Bischöfe heilige Pflicht, das Unrige zu tun, damit dieser Fluch nicht noch tiefer eindringe in unser Volk. Welch hohe Güter stehen hier in Gefahr: die Heiligkeit der Ehe, die Ehre des Mannes, die Würde der Mutter, die Gesundheit der Familie, das Recht des Kindes, sogar sein Recht auf Leben, das Wohl des Volkes und die Zukunft des Vaterlandes.

Darum erheben wir laut unsere Stimme und ermahnen und beschwören im Namen unseres Herrn Jesus Christus alle Eltern und Eheleute: haltet heilig die Ehe in allem; bleibt treu Eurer ehelichen Pflicht; nehmet sie auf Euch starkmütig und opfermütig und in unerschütterlichem Gottvertrauen; laßt Euch nicht von ihr abbringen, nicht durch süßehafte Vorpiegelungen, nicht durch schlechtes Beispiel, nicht durch die böse Lust des Fleisches. Gedenket der ernststen Mahnung des Apostels: Ehrbar sei in allen Stücken die Ehe und das Ehebett unbesleckt, denn die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten (Hebr. 13, 4).

Sollten aber einzelne, betört vom bösen Geist der Zeit, der Versuchung erlegen und abgeirrt sein auf die Wege der Hölle, die bitten und beschwören wir mit den Worten der Schrift: Tretet heraus aus ihrer Mitte und sondert Euch ab von ihnen, spricht der Herr, und Unreines berühret nicht, so will ich Euch annehmen und will Euer Vater sein und Ihr solltet mir Söhne und Töchter sein, spricht der Herr, der Allmächtige (2. Kor. 6, 17). Kehret zurück zu Eurer Pflicht, bringet würdige Früchte der Buße, und der Fluch wird von Eurem Hause weichen und Gottes Segen auf ihm ruhen.

Wenn aber, was Gott verhüten wolle, katholische Eheleute so verstockt und verblendet wären, daß sie dem göttlichen Gebote den Gehorsam verweigern, unserer Mahnung Ohr und Herz verschließen und auf solchen bösen Wegen weiterwandeln, so mögen sie wissen, daß sie dadurch sich selbst vom Empfang der hl. Sacramente ausschließen; denn solange sie in ihrer Sünde verharren, können sie der Losprechung nicht teilhaftig werden.

(Fortsetzung folgt.)

Für die lieben Erstkommunikanten.

Lenchens Geschenk.

Die Zeit der Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion war wieder gekommen, und der Unterricht hatte längst begonnen. O wie viel fromme Lehren und Ermahnungen ließ der gute Pfarrer des Dorfes da an die Kinder ergehen! Das waren dann ebenso viele Gnaden, mit welchen Gott an ihr Herz klopfte und sie einlud, dieses zum Empfang des großen Königs auszuschwücken. Eines Tages redete der Herr Pfarrer lange und ausführlich von der Abbitdung, welche auch ein Kind ausüben könne und müsse, um für die begangenen Fehler und Sünden Buße zu tun; von den kleinen Opfern, welche es sich auferlegen solle, um den Herrn im Sacrament der Liebe ein Festgeschenk entgegenzubringen und ihm die eigene Liebe auch durch die Tat zu beweisen.

Unter den Kommunionkindern befand sich damals das Lenchen, ein flatterhaftes, flüchtiges Ding, das seinen Eltern und Lehrern bisher wenige Freude, aber desto mehr Kummer und Sorgen gemacht hatte. Dieses Kind wurde von den eindringlichen Worten des Pfarrers plötzlich bis ins

innerste des Herzens getroffen, denn böse war das Mädchen eigentlich nicht, nur sehr leichtsinnig und unbedonnen.

Ganz nachdenklich kam Lenchen an diesem Nachmittag aus dem Kommunionunterricht nach Hause, und am Abend beim Schlafengehen sagte sie mit geheimnisvoller Miene zu ihrer Mutter: „Mutter, ich möchte Dich um etwas bitten. Nicht wahr, Du wirst es mir gewähren? Es fällt mir allerdings schwer, es Dir zu sagen, doch weiß ich gewiß, daß der liebe Gott mir den Gedanken eingeeben hat. O, bitte, bitte, schlage es mir nicht ab!“

Die Mutter lächelte. „Aber, liebes Kind, was ist das denn? Du mußt mir dein Anliegen erst nennen, ehe ich etwas versprechen kann.“

„O Mutter, bedenke, der liebe Gott will es ja!“

„So? Nun, wenn der liebe Gott es wirklich von dir verlangt, dann darfst deine Mutter es dir auch nicht abschlagen.“

„Siehst du? Es ist nur so schwer, Mütterchen, ach, beinahe zu schwer! seufzte Lenchen.“

„Nein“, erwiderte ihre Mutter entschieden, „was der liebe Gott von uns begehrt, das ist nie zu schwer für uns, denn er ist immer bereit, uns dabei zu helfen.“

„Ja, Mutter, aber ich glaube für Dich ist es vielleicht noch schwerer als für mich.“

Lenchens Mutter lächelte wieder.

„Das kleine Mädchen bildet sich wohl ein, es sei stärker als ich“, sagte sie, scherzend mit dem Finger drohend. „So laß denn hören, was von mir verlangt wird.“

„Es handelt sich darum, Mutter, daß Du mir nicht mehr den Willen tust, daß Du mir öfters etwas, was mir Freude macht, verläßt. Zum Beispiel, wenn ich dich einmal um eine Süßigkeit, um ein Bergkäselein bitte oder was Schönes gekauft haben möchte, so schlage es mir rundweg ab. Und so oft ich Tadel verdiene, erpäre ihn mir nicht, selbst in Gegenwart von anderen, ja, strafe mich ohne Rücksicht, wenn ich wieder einen meiner dummen, unbedonnenen Streiche gemacht habe.“

„Aber warum das, mein Kind?“ fragte die Mutter erstaunt. „Du warst doch sonst gleich so verdrossen, wenn dir das Geringsste verweigert wurde und schlugst jede Warnung und Strafe in den Wind. Wie kommst du nur zu einer solchen Bitte?“

„Weil ich gern etwas für den lieben Gott leiden möchte, den ich so oft beleidigt habe. Der Herr Pfarrer sagt: jeder Mensch habe die Pflicht, sich zu überwinden, und abzutöden, namentlich wir Kommunionkinder. Und da möchte ich dem lieben Heiland gern dann und wann eine kleine Unannehmlichkeit opfern, um ihm wohlgefällig zu werden, ehe er zu mir kommt. Ich will also nicht mehr so leichtsinnig sein oder gar böse werden, wenn du mich zurechtweist, nicht mehr so wild umherlaufen, wenn du es mir verbietest, mich nicht über jede Kleinigkeit beklagen, kurz, liebe Mutter, ich will jetzt ganz anders werden“, sagte Lenchen indem sie sich erröthend in die Arme ihrer Mutter warf und ihren Kopf an deren Schulter schmiegte.

Da nahm die Mutter die Hände ihres mutigen Kindes in die ibrigen, küßte es auf die Stirne, hob ihre Augen zu dem an der Wand hängenden Kreuzifix und betete im stillen: „O, lieber Gott, ich danke Dir!“

Laut aber sagte sie: „Gewiß, Lenchen, ich will das alles so machen, wie du da vor schlägst.“

Und dann kamen die Tage der Probe für unser Lenchen; doch muß ich zu seiner Ehre gestehen, daß es sie gut bestand, ja viel besser, als man nach dem bisherigen Verhalten des Kindes hätte denken sollen.

Als es nach einigen Wochen zum ersten Male zum Tisch des Herrn hintrat, da konnte es dem teuren Heiland für all seine Liebe und Güte auch etwas schenken, nämlich einen Strauß von kleinen Ueberwindungen und Entbehrungen, der duftender und unverwelklicher war als alle Blumen dieser Erde.

Meine lieben Kommunionkinder, gehet hin und tuet desgleichen!



Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaltige Colónelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 7.

Sonntag den 15. Februar 1914.

31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wohntalender. — Guter Boden. — Fastnachtzeit. — In die katholische Kirche unbuldsam? — Erinnerungen aus dem Kulturkampf. — Der Geiger. — Die Blutsteuer der Barmherzigkeit. — Splitter. — Hirten schreiben der Suldaer Bischofskonferenz. (Fortsetzung.) — Ein Wort an die Eltern der Erstkommunikanten. — Für die lieben Erstkommunikanten. — Merk's.

Wohntalender.

- Sonntag, 15. Februar, Seogagesima.
- Montag, 16. Febr., Juliana, Jungfrau und Mart.
- Dienstag, 17. Febr., Donatus, Bischof und Mart. (Gedächtnis des hl. Leidens unseres Herrn Jesu Christi.)
- Mittwoch, 18. Febr., Simeon, Bisch. u. Mart.
- Donnerstag, 19. Febr., Juliana Jungfrau u. Mart.
- Freitag, 20. Febr., Eucharist, Bischof und Vel.
- Samstag, 21. Febr., Maximian, Bischof und Mart.

Sonntag Seogagesima.

Das Gleichnis vom Sämann.

Evangel. Luk. 8, 4—15.

Guter Boden.

Jeder Bauersmann weiß, daß für den Ertrag eines Feldes viel an die Beschaffenheit des Bodens ankommt. So ist es auch mit der Seele. Ob sie reichliche oder geringe Früchte der Gottseligkeit und Tugend hervorbringe, das hängt zum guten Teil ab von ihrer Beschaffenheit oder Verfassung bei der Aufnahme des göttlichen Wortes. Erinnerung dich an den Schluß des heutigen Evangeliums, wo der Meister diese Wahrheit deutlich ausdrückt mit den Worten: was auf guten Boden fällt, das sind die, welche das Wort Gottes mit gutem, ja mit sehr gutem Herzen aufnehmen und Früchte bringen in der Geduld.

Zu dieser guten Bodenbeschaffenheit gehört vorerst eine gewisse Freudigkeit oder heilige Begierlichkeit, das Wort Gottes anzuhören. Wie ganz anders schmeckt eine Speise und wie viel besser schlägt sie an bei einem Menschen, der zum Essen einen guten Appetit mitbringt. Ähnlich verhält es sich mit der geistlichen Speise, mit dem Worte Gottes, mit den ewigen Wahrheiten. Ein lernbegieriges, heilsbesessenes Gemüt wird daraus große Vorteile ziehen. Ist dir nicht ein solcher geistlicher Hunger aufgefallen bei den Zuhörern unseres Heilandes? Als viel Volk zusammenströmte, schreibe zu Beginn des Evangeliums der hl. Lukas, und als viele aus den Städten zu Jesus eilten. — Mit wahren Ungestüm also, wie Ströme von den Bergen schreßen, mit heiliger Neugierde und geschäftlicher Eile sind sie Jesus nachgezogen wie ausgehungerte Tauben, die mit schnellem Flügel-

schlag auf das köstliche Feld hinausfliegen. — Wenn der Psalmist in der Schrift forschte, hatte er jedesmal eine Freude als wäre er auf einen kostbaren Schatz gestoßen. „Ich freue mich über deine Aussprüche“, sagt er zu Gott, „wie einer, der reiche Beute findet.“ Der Prophet Jeremias aber schreibt: „Ich fand dein Wort, und es ward meine Speise; dein Wort ward mir zur Freude und zur Lust meines Herzens.“ (15. 16) Von den Bewohnern der Stadt Verda vermeldet die Apostelgeschichte, daß sie die Worte des hl. Paulus mit Begier aufgenommen und täglich in der Schrift geübt haben. (17, 11) —

Leider gibt es in unserer Zeit viele, die von einem solchen Hunger nach dem Worte Gottes nichts verspüren. Wie den Juden in der Wüste das Manna zum Ekel geworden war, so haben heute manche Katholiken eine Abneigung gegen die Predigt, eine Angst vor der geistlichen Seluna. Kein Wunder, wenn dann solche Christen erkalten wie ein Ofen, der nicht mehr geheizt wird, verdorren wie eine Blume, die kein Wasser mehr bekommt, hinstrecken gleich einem Kranken, der an Magenschluß darniederliegt. Ist es nicht ein Anblick zum Erbarmen, wenn predigtische Reue vor der Kirche sich herumdrücken, bis der Biarrer die Kaniel verlassen hat? Wenn man aus Nachlässigkeit sich verspätet und den Vortrag des Geistlichen durch Zuspätkommen stört? Schön ist es aber und aller Ehren wert und ein Zeichen geistiger Gewecktheit, wenn du zeitig im Gotteshaue dich einfindest, wenn du sogleich beide Augen zum Prediger richtest, wenn du unverweilt beide Ohren spitzest, um ja kein Wörtchen zu überhören.

Zu dieser geistigen Freudigkeit muß als zweites hinzukommen die gespannte Aufmerksamkeit. Wäre es nicht eine Beleidigung für den Geistlichen, eine Mißachtung des Anstandes, ein Beweis grober Oberflächlichkeit, wenn jemand bei der Predigt immerfort hin und herrückt wie das Pendel einer Wanduhr, beständig die Leute angafft wie ein Affe, unaufhörlich gähnt und schläft wie ein Murmeltier oder fortwährend auf die Uhr schaut wie ein Reisender, der den Zug nicht versäumen will! Eines Tages sah Amianus zusammen mit Eusebius auf dem Feld und las ihm einen Abschnitt aus der Bibel vor, während der letztere die Erklärung gab. Da sah Eusebius Landleute bei der Arbeit, schaute ihnen zu und wurde zerstreut. Währenddessen kam Amianus an eine schwierige Stelle und bat um Erklärung. Weil aber Eusebius nicht aufgemerkt hatte, ersuchte er seinen Freund, ihm

die Stelle nochmals vorzulesen. Kein Wunder, sprach Amianus tadelnd, hast die Worte des Evangeliums nicht verstanden, weil du deine Augen weide im Anblick der Arbeiter gesucht hast. Eusebius wurde durch diesen Tadel so beschämt, daß er seinen Augen verbot, jemals wieder auf die Flur zu blicken, die ihm zum Fallstrich geworden war. In eine Hütte iperte er sich ein und blieb darin über 40 Jahre bis zu seinem Tode.

Ein schönes Beispiel des Eifers für das Wort Gottes und unermüdlicher Aufmerksamkeit erzählt uns Sankt Lukas in seiner Apostelgeschichte (20,9): Als der Apostel Paulus zu Troas predigte, fand sich auch ein Knabe namens Euryches unter seinen Zuhörern. Da der Saal zum Erdrücken voll war, setzte sich der Knabe beiseiten auf die Fensterbank. Trotzdem der Vortrag sich bis in die Nacht ausdehnte, schlief sich der Knabe nicht in sein Bett, sondern verharrte auf seinem Posten. Das war seinen jugendlichen Kräften zuviel zugemutet. Gegen seinen Willen schloß er ein, verlor das Gleichgewicht und stürzte vom dritten Stockwerk hinab auf den Boden, wo er für tot aufgehoben wurde. Paulus eilte hinab und brachte ihn wieder zum Leben. Dann eilte er wieder hinauf, und predigte fort bis zum Anbruch des Morgens. —

Endlich wollen wir die Predigt und das Wort Gottes mit Willfährigkeit anhören. Darunter verstehe ich den guten, aufrichtigen Willen, die Predigt auf sich anzuwenden und eine nützliche Lehre daraus zu ziehen für das Leben. Hoffentlich bist du nicht von gleichem Holze wie jener Mann, der eines Sonntags gleich nach der Predigt zu mir kam und mit folgender Lebenswürdigkeit mich überraschte: Herr Biarrer, Ihre heutige Predigt war auf meine Frau gewiß; ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten! Das Wort Gottes soll doch sein wie ein wohlgeschliffenes Schwert, das durchdringt, wie eine Sonde, die auf den Zahn fühlt. Wirst du getroffen und schmerzt es dich, nun dann schlage nicht gegen den Mund, der dir die Wahrheit sagt, sondern schlage gegen dich, damit du geheilt wirst. Du sollst nicht die Predigt als Kritikus hören, um sie im Freundeskreis oder am Bierisch durchzuhecheln; nicht wie ein Gensdarm zur Kulturkampszeit, um dem Geistlichen aus seinen Worten einen Strick zu drehen, sondern wie ein Patient, der alles tut, was der Leibarzt ihm vorschreibt. „Selig sind, die das Wort Gottes hören und es beobachten.“ — Der Burgparrer.

Fastnachtszeit.

Hast du schon einmal vor einem arbeitenden Dampfkegel gestanden? Hast du dann gehört, was es Stöses ist um dieses lauchende Angeheuer mit den immer zitternden Eisenkanten? Zu ihm setzt der Menschengeist seine Triumphe, in dieser seiner Schöpfung macht er den unheimlichen Kiesen Dampf zu seinem Hörigen und allen ihren Plänen dienstbar.

Nur unwillig jedoch fügt sich die Naturgewalt am Erdenohne. Beständig macht sie Anstrengung, das Gebilde seiner Hand zu zerhackern und, Tod und Verderben speierend, hinaus zu strömen in den freien Raum. Aber auch hier wehrt er Mensch Nat; er bringt am Dampfkegel Ventile an. Geschlossene Klappen sind es, die so beschwerlich sind, daß sie gerade den Dampfdruck aushalten, den auch die Eisenwände des Kessels ertragen. Ueberfließt der Ansturm des Dampfes diese Grenze, um öffnen sie sich, bis der Ueberfluß der Unzert drohenden Macht entwichen ist. So sind es die kleinen Ventile, die uns eine sichere Arbeit mit dem unheimlichen Kiesen ermöglichen.

Wie im zitternden Kessel, so sind auch hinter der bebenden Menschenbrust mächtige Gewalten an der Arbeit. Gegen sie ist der Dampf ein Zwerg. Reichen sie doch hinaus bis in selige Fernen, hinab bis zur Unterwelt. Können sie doch einen Himmel schaffen oder eine Hölle, Leben bringen oder Tod. Das sind die Leidenschaften.

Wohl dem Menschen, der sie einschließt in kühlerer Brust, der sie zügelnd und leitend immerdar dem Höchsten dienstbar macht. Ihm gereicht alles zum Leben. Und wäre es selbst der Stolz und die blutrote Lust. Er kann ja seinen Stolz dorein legen, Gott zu dienen, seine Lust darin luchen, Ihn zu besitzen. Wehe aber jenem, der ebenso entschlossen und planvoll die Kräfte, die in ihm drängen, zum Bösen lenkt. Er wird zum Satan in Menschengestalt.

Doch solcher Kräftemächten, die eigentlich nie überflüssige Kräfte in sich fühlen, die alle nutzbar machen können, gibt es keine. Die Regel ist der Durchschnittsmensch, der in sich Gewaltien fühlt, die zum Ausgange drängen, da er sie weder zum Guten, noch zum Bösen verwenden kann und will. Er läßt die Schwäche der Natur und muß ihr die und da nachgeben, wenn es ohne Sünde gehesten kann. Ventile hat er nötig, durch die seine Mächte, die überflüssigen Kräfte, ausströmen können.

Solcher Ventile hat das Evangelium viele vorgelehrt. Schauen wir hin auf eine Idealgestalt, auf den göttlichen Meister, der unser Vorbild sein soll. Er ist die vollendete Weltensagung bis zum Tode. Viele haben es versucht und es ist ihnen gelungen, ihn bis zu einem hohen Grade der Selbsterleuchtung nachzuahmen. Sind aber jene, die sich zu schwach zu solchen Entzügen fühlen, die in der Ehe leben, Säter besitzen, eine unabhängige Stellung einnehmen, darum Christi Nachfolger nicht? Niemand wird das behaupten wöken. Der Herr hat Ventile für die Seinen vorgelesen. Er verlangt nur jenen Aufwand von Kräften, der dem Bösen Kampf anjagt und höher strebt und höher. Wer sich nicht imstande fühlt, das evangelische Ideal restlos zu verwirklichen, der mag die Ventile irdischen Freuden öffnen, so wie sie nicht böse sind. Doch eines wird verlangt: sie müssen genossen werden zur Ehre des Überdächigen, — nach des Apostels Wort selbst Essen und Trinken.

Die Kirche, Christi Braut, ist nie abgewichen vom Standpunkte ihres Stuhls. Sie predigt nicht bloß Weltensagung für die ganz Starken, sie lehrt auch sündentösen Weltgebrauch für die Schwächeren. Sie würdigt und wägt die Gaben, die ein jedes ihrer Kinder hat und führt sie gemäß dieses ihres Verurtes.

Das zeigt sich in den Tagen des Faschings, die jetzt wieder gekommen sind. Die Kirche weiß zu gut, daß es Menschen gibt, denen es ein Bedürfnis ist, sich einmal vom Sinnen übernehmender Fröhlichkeit tragen zu lassen, so in der Rolle des

Mimen zu gefallen und im bunten Kletterstaat ein Traumen zu führen. Sie verbietet ihnen nicht, die es Begehr zu öffnen und daraus überflüssige Lustgefühle und beengende Reingite ausströmen zu lassen, die, unterdrückt, leicht zum Bösen führen können. Sie läßt nicht zu, daß einer mit Hartnäckigkeit auf die Fastnachtsleute schaut und sagt: „Ach danke Dir, o Gott, daß ich nicht bin wie die da.“

Freilich verkennt sie die Gefahren des Karnevals nicht. Sie weiß, welches Unheil er anrichtet, wenn er sich planlos durch die Gassen wälzt, sich in Nacht und Lärmen hält, wenn er in den Gassenkreis des Totentönigs Alkohol gerät. Darum reguliert sie das Ventil des Faschingsstreibes. Sie bietet in den katholischen Vereinen Gelegenheit, sich einer harmlosen Fastnachtsunbarmkeit hinzugeben — und daß man da in Ehren glücklich sein kann, weiß jeder, der dabei war. Keine ihrer Kinder aber, die dieses Ventil entbehren können, sammelt sie zum vierzigständigen Gebet in ihren Kirchen, wo im Scheine der kleinen Kerze ihrer Freuden hatten, die alle irdischen Begehr übersteigen . . .

Welche Stellung nimmst nun du zum Fasching ein?

Glaubst du seiner nicht entraten zu können, so laß dies Ventil sich dir öffnen. Genieße die irdische Freude, aber im Herrn. „Scherie und viele und betreibe deine Pläne, doch nicht in Frevel.“ (Jes. Str. 32, 15, 16) Das muß aber für dich feststehen, daß du dich im bunten Kleide nicht zu den Kindern Belials gelehrt, daß du nicht der Sünde in die Arme eilst. Du wirst es jedoch, wenn du dich nicht hütest vor dem ungezügelten Saal- und Straßenreiben, vor dem Alkohol der Larve und der Nacht. Höre einen Rat: Genieße die Faschingsfreude, die einer der katholischen Vereine dir bietet, damit laß dir genügen. Auch hier heißt es Entlassung abren. Bedenke auch eines: Das Ventil ist nicht die Hauptache.

Heil aber dir, wenn du des Ventils des Karnevals nicht bedarfst, wenn du es erfahren hast, wie die Liebe Jesu Christi alle irdischen Wonnen übersteigt. Entzage in diesen Tagen und du wirst es erleben, daß der Herr tausendfach lohnt Entlassen, das um Seinetwillen geübt wird.

Ist die katholische Kirche unduldsam?

II.

Der Eulenspiegel war einst einem Manne ein Tintenfäß ins Gesicht und schrie ihn dann an: „Blut, du gasstet Mohr!“

An diese Geschichte werde ich immer erinnern, wenn ich von der Unduldsamkeit der kath. Kirche höre. Die Kirche hat allerdings das Wort Duldung weniger im Munde geführt, desto mehr aber geübt. Andere Leute predigen stets Duldsamkeit, aber sie aber nicht, vor allem wenn etwas Katholisches in Frage kommt. Das wären wir am eigenen Leibe. Besonders in der Diätora. Was haben die armen Katholiken, die da zerstreut unter einer Mehrheit Protestanten wohnen, nicht alles auszuhalten! Vielfach wird ihnen sogar die Erlaubnis verweigert, sich am Sonntag auch nur in einem Tanzsaal zu versammeln, um die hl. Messe zu hören. Erst zu Weihnachten ist wieder so ein Fall in Braunschweig vorgekommen. Was haben Leute, die sich oft in schweren Kämpfen zur katholischen Wahrheit durchgerungen haben, nicht alles von ihren früheren Glaubensgenossen zu leiden gehabt. Ein bekanntes Beispiel protestantischer Intoleranz sind auch die Jesuiten. Ihnen ist die Tätigkeit im Deutschen Reiche durch Gesetz verboten. Warum? Weil sie kath. Ordensleute sind. Solange ein solches Gesetz besteht, sollte man in Deutschland doch schawrot werden, wenn von Duldsamkeit die Rede ist.

Wie behandelt man kath. Gelehrte! Kaum können sie einen Lehrstuhl an einer Universität bekommen. Warum? Weil sie katholisch sind. So mancher Beamte, der recht tüchtig ist in seinem Berufe, kann ein Lied von der Duldsamkeit singen. Er wurde zurück geschickt allein wegen seines Bekenntnisses.

So mancher Dichter und Schriftsteller hat Ausgezeichnetes geleistet. Lorbeeren und Lohn sind ihm verweigert geblieben. Man mußte ihn totzuschweigen. Warum? Weil er katholisch war.

Und während man heute am helllichten Tage den Katholiken in Deutschland sucht den Stiefel böber zu hängen, schilt man die kath. Kirche unduldsam! Als Beweis läßt man die spanische Inquisition an und sagt, damals, vor einigen hundert Jahren, sei die Kirche unduldsam gewesen.

Die spanische Inquisition war ein geistlich-weltlicher Gerichtshof. Er war eingesetzt gegen die Juden und Mauren, die sich hatten taufen lassen, aber innerlich doch noch Juden und Mohamedaner geblieben waren und die Sicherheit Spaniens bedrohten. Wenn heute noch der Staat Mittel anwendet, um sich zu erhalten, so durfte er es damals auch. Die Kirche hat mit, weil sie damals mit dem Staate eng verwachsen war. Gelehrte behaupten, dieser Gerichtshof sei für Spanien eine Notwendigkeit gewesen. Es mag dabei manches vorgekommen sein, was wir heute grausam nennen. Doch sind diese Dinge bedeutend aufgekauft worden. Die Kirche hatte den Richtern Milde anbehalten.

Sing es aber den Katholiken besser? Floß nicht zur Zeit der sogenannten Reformation kath. Blut in Strömen? In England, in Schweden und Norwegen schritt der Protestantismus über Leichen hinweg Auch in Holland, Ungarn und in der Schweiz gab es damals kath. Martyrer. Ueber diese Unduldsamkeit hört man selten klagen.

Doch wozu in die Ferne schweifen? Niemand nimmt das Wort Freiheit mehr in den Mund und verlangt mehr Duldung als die Sozialisten. Wie sind sie aber gegen Andersgesinnte? „Noi oder kein Brot!“ ist in weiten Kreisen die Losung und mancher kath. Arbeiter hat es fühlen müssen, daß dieses Wort kein Spaß ist.

Unbeugsam muß die Kirche sein in Verteidigung ihrer Glaubenssätze. An Liebe zu den Irrenden hat sie es nie fehlen lassen. Sie selbst aber empfing, so lehrt die Geschichte, wenig Gegenteile.

Erinnerungen aus dem Kulturkampfe.

Vergehen — aber nicht vergessen! Wenn dies Wort irgendwo Berechtigung hat, dann hat es sie im höchsten Maße in Bezug auf den Kulturkampf; es darf nicht vergessen werden! Schon um der Jugend willen ist es nötig, die Erinnerung an diese traurige Zeit wach zu halten. Wer wollte behaupten, daß ähnliche Stürme nicht wiederkehren könnten? Darum ist es, in unserer Jugend den alten Geist der Treue, Liebe und Opferwilligkeit für unsere Ideale, für unsere heilige Sache zu erhalten und zu beleben, der unsern Vätern die Kraft und die Begeisterung verlieh um heidenmütigen Kampfe, als eine Scharte von Kirchenfeinden, geteilt von einer irrgelenteten Menge, die Katholiken, die wenige Monate vorher Schulter an Schulter mit ihren andersgläubigen Mitbürgern auf blutiger Bahnen den äußeren Feind niedergeworfen, zu „Reichsfeinden“ stempelte.

„Fremd mit den Admiringen!“ schallte es damals durch's neue Deutsche Reich! Ein neuer Religionskrieg brach los. Zuerst gelang es der Lage, unter deutsches Volk so zu beidien, daß Deutschlands beste Söhne, von denen beinahe 200 im französischen Kriege die Verwundeten und Kranken gepflegt, die im Kugeltregen und sächterlichen Granatfeuer die Sterbenden getödet hatten, die heute noch mit ihren wunderbaren Erfindungen unseren deutschen Schiffen die Signale geben, um sie vor den tod- und verderbendbringenden Wirbelstürmen auf dem Ozean zu warnen, die dem Deutschland überall im Auslande hohe Ehren eingebracht, die den Heiden mit dem Evangelium deutsche Bildung bringen, daß die Jesuiten aus dem Vaterlande verbannt wurden. Und dann folgten die Kulturkampf-Gelege Schlag auf Schlag, eines schlimmer als das andere. Priester und Bischöfe wanderten in die Gefängnisse, hunderte von Pfarrern waren verurteilt, die Gläubigen mußten des

Trostes der hl. Sakramente entbehren, die Rüstler wurden geschlossen und ihre Insassen müßten das Bärland verlassen.

Nur heute nur zwei Bilder aus dem berühmten „Kulturkampfe“:

Eine verwaiste Gemeinde. Der gute alte Pfarver, der 30 Jahre lang Freud' und Leid mit seinen Pfarrkindern getrauen, ihnen getreu den Weg zu weisen und ewigen Heile gezeigt, er ist gestorben. Neben seine Kräfte hat der alte Herr gearbeitet; an den Sonntagen hat er wermal die hl. Messe gelesen, um allen Gemeinde-Angehörigen die Erfüllung des Kirchengebotes zu ermöglichen, mit der ganzen Liebe eines Seelenhirten hat er Gottes Wort gepredigt, hat die Geschiedenen gewarnt, hat die Strauchelnden aufgerichtet, hat die Guten gefestigt. Die Armen fanden in ihm ihren stillen Wohltäter, die Kranken einen fleißig bereiten Tröster, den Kindern war er der liebste Freund, dem jubelnd die Kleinen entgegenliefen. Das Alter hat seine Haare gebleicht, die schwach gewordenen Füße tragen kaum noch den Körper, die zitternden Hände vermögen fast nicht mehr das h. Opfer darzubringen. Auf schaumbedecktem Bierde jaat ein Knecht heran: „Herr Pfarver, kommen Sie doch schnell mit dem heiligsten Sakramente, uns're Mutter liegt im Sterben!“ Es herrscht eine grimmi'ge Kälte, schneidend jagt der Ostwind über die Schneefelder; dem Reiter ist ein offener Bauernwagen gefolgt, der Pfarver bestiegt ihn, die hl. Weagebung auf der Brust bergend mit zitternder Hand. Er kommt noch zur rechten Zeit, um der Sterbenden die hl. Sakramente zu spenden; doch dann ist auch seine Kraft zu Ende. Das Fieber wühlt in seinem Innern, man legt für den Kranken ein Bett auf einen Schlitten, deckt ihn so gut wie möglich sorgsam zu und brint ihn zum Pfarrhause. Ein Lungenerzündung rafft in ein paar Tagen den treuen Seelenhirten dahin, und meidend geleitet die trauernde Gemeinde den treuen Seelenhirten zu Grabe.

In der Seelenmesse bestiegt der Dechant die Kanzel, um Worte ehrenden Gedankens den Tugenden des verewigten Pfarvers zu widmen, der, ein Held der Seelenliebe, gestorben ist im Dienste Gottes, im Dienste des Nächsten. Tröstende Worte spricht er zu der verwaisten Gemeinde, aber auch ernste Worte für die Zukunft. „Die Pfarver kann nicht befehrt werden, die Nachbarn'eiflichen werden gern in ihren Pfarrkirchen auch den verwaisten Pfarrangehörigen die hl. Sakramente spenden; bleibet brave katholische Christen, erzühet eure Kinder in der Gottesfurcht, betet, betet, daß Gott den Tagen der Trübsal bald ein Ziel setze!“

Und nun schreitet der Dechant zum Altare, nimmt aus dem Tabernakel das heiligste Sakrament und unter lautem Weinen und Schluchzen zieht die verwaiste Gemeinde mit und will dem Erlaud das Geiste geben. Doch da sieht schon der Gendarm. Verboten ist jede nicht herabgebrachte „Prozession“, verboten jeder „öffentliche Aktus“. Trotzend treiben die Männer auf den Gendarmen zu, allen voraus zwei, deren Brust das eiserne Kreuz ziert, erworben in Frankreich, wo sie ihren verwundeten Offizier herausgebauen und aus dem Feuer getragen hatten. Doch auf ein Wort des Geistlichen lassen sie ab; alle knien nieder, empfangen den Segen, und unter lautem Jammern der Menge bestiegt der Geistliche mit dem hochwürdigsten Sakramente einen Wagen, der ihn der verwaisten Gemeinde entführt. Was nun? Am Sonntag hält der vortreffliche Lehrer der Gemeinde Laren-Gottesdienst, liest das Evangelium vor und aus einem Gebetbuche eine Predigt. Und die Gemeinde betet, daß Gott abwende den Greuel der Verwüstung an heiliger Stelle und ende „die Tage der Verwüstung“.

Aber die armen Kranken? In Todesnähen liegt ein Mann auf dem Sterbebette; er möchte sich mit seinem Gott aussöhnen, er sehnt sich nach der hl. Weagebung. Der Sohn eilt in der Nacht zum Nachbarorte, der Geistliche folgt, die hl. Eucharistie verborgen unter dem Gewande. Doch schändlicher Verrat hat gewaltet, an den Worten der Ewigkeit stellt Polizeigewalt hindernd sich vor die

nach Entführung schwächende Seele. Es bedarf des eindringlichsten Zutpruches des Priesters, um den Sohn davon abzuhalten, sich auf den Gendarm zu stützen.

Gottes Barmherzigkeit hat gewiß den Reuevollen auch ohne das losprechende Wort des Priesters beunadigt; aber darf es vergessen werden, daß in Deutschland die Tyrannei des Liberalismus — den Sterbenden in der letzten No nicht gehont? Dürfen solche Zustände je wiederkehren?

Der Geiger.

In einem schönen Sommerlode war im Prater zu L'n ein großes Volksfest. Jung und alt, vornehm und gering strömten hinaus und freuten sich dort ihres Lebens. Wo süßliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der auf die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen angewiesen ist. So war denn auch hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Partenswädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide; dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht; er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Höhne gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Budel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut in der Schenke hielt, in den die Leute ein paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und fiedelte, und der Budel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber und der Hut blieb leer. Färten ihn die Leute nur angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weiches Haar deckte kaum seinen Scheitel; ein altes, liden-scheiniger Soldatenn-anter war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft und seit jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkmahl angehängt, bei dem für das Verlieren seine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschensugel hatte ihm die anderen zwei bei Aspern weggenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die stöhnlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Länze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge, auf die süßlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Fuges. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute abend mußte er hungern auf seinem Stroblager im Dachstübchen. Sein Budel war in der Lat besser daran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gassenne, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittag; seine Hoffnung war sehr am Untergehen, wie die Sonne; denn schon lehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das weltersarte veruarnte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stilllich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte, und ihn mit dem Ausdruck tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich alles fruchtlos blieb, und die müde Hand den Bogen nicht mehr fäh en konnte, auch ein Bein ihn kaum mehr trug, legte er sich auf einen Stein und stülzte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde sog einige beimliche Tränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die ver-stämmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Es war, als ob die Tränen wie siedheiße Tropfen ihm auf das Herz gefallen wären, so reich trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leibel mir Eure Geige ein Stündchen!“

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so böhrrig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nicht so schlecht; nur der gewöhnliche Geiger kostete so theil. Er stimmte sie akordentem, stellte sich darauf ganz nahe dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele!“

Der sing denn auch an zu spielen, daß der Alte, seine Geige neuartig betrachtete und meinte, es sei sie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seelen. Die Löne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige und dann wieder, als lagten Löne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stilllichen Herrn an und borchten auf die wunder-vollen Töne. Jedermann sah's; der Herr geigte für den Armen, aber niemand konnte ihn. Immer höher wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten. Und was die Hauptache war, jedermann sah en, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem es die Leute hatten und je nachdem das Herz war. Der Budel knurrte. Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Nacht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ Der Alte sah's, und richtig er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, spielte und merkte es nicht, wie die Sonne allmählich verank und die Schatten sich tiefer neigten. Erst als die larmenden Menschenwogen sich zerstreut und es eintam um die beiden geworden war, gab er die Geige zurück und ging still von dannen . . .

Die Blutsteuer der Barmherzigkeit.

Unter diesem sensationellen Titel bringt Dr. Heim im Bayr. Kur. eine Zusammenstellung u er die in den Diözesen München, Baisau, Regens-burg, Eichstätt, Würzburg und Augsburg in der ambulanten Krankenpflege tätigen Kranken-schwwestern; er kommt dabei auf die hohe Zahl 3131. Interessant ist nun die Feststellung Dr. Heims, daß 3751 davon, also 654 pCt, auf dem Lande geboren sind und daß 2033, also 1,7 pCt, in den Städten verwendet sind. Ihre Arbeit vollführen sie um großen Teil um Gottes-lohn; und wo sie wirklich Bezahlung erhalten, ist dieselbe sehr gering; in den Hospitälern erhalten die bestbezahlten Ordensschwwestern kaum ein Drittel von dem, was hiesige Krankenschwestern oder Krankenpflegerinnen erhalten. In München sind etwa 1000 Schwestern in der Krankenpflege tätig, die, durch weltliches Personal ersetzt, mindestens einen Mehraufwand von einer Million Mark jährlich erfordern würden.

Spitter.

Das ist die flakste Kritik von der Welt,
Wenn neben das, was ihr misfällt,
Einer was Eigenes, Besseres stellt. (Seibel.)

So wie es selten Komplimente gibt ohne alle Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. (Veising.)

Schwert und Männerkraft verrotet,
Liegt es lange müßig still,
Der hat nie das Blad geloset,
Der's in Rud' genossen wil.
(Theodor Kö. ner, Leichter Sinn.)

Al' Dabjal, was uns hier erschrieben,
Fällt nur in Kampf und Streit und zu,
Nur in der Arbeit wohnt der Frieden,
Und in der Mühe wohnt die Ruh'.
(Theodor Fontane, Sprüche.)

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Hirtenschriften der Suldaer Bischofs- konferenz.

(Fortsetzung.)

II.

Geliebte Diözesanen!

Man hat unser Jahrhundert schon das Jahr-
hundert des Kindes genannt. Das hat einen
guten Sinn, wenn es bedeuten soll, daß dem Kinde
ein ganz besonderes Maß von Aufmerksamkeit, Für-
sorge und Liebe zugewendet werde. Leider ist es aber
auch im schlimmen Sinne richtig. Denn mehr als
je haben heutzutage alle bösen Mächte sich verschworen
zum Verderben des Kindes. So macht man ihm,
wie wir oben beklagt haben, schon das Recht auf das
Leben streitig. Ist es zur Welt geboren, so wird ihm
vielfach die Muttermilch entzogen; der Tod hält
reiche Ernte unter den Säuglingen, weil sie jene
Nahrung nicht finden, die nur die Mutter ihnen
geben kann. Beim Eintritt in das reifere Alter aber
wird das Kind von allen Seiten umworben und be-
drängt von falschen Ratgebern, unberufenen Er-
ziehern, boshaften Verführern und von der Welt-
macht des bösen Beispiels.

Der Erlöser des Heilandes: Lasset die Kinder
zu mir kommen und wehret es ihnen nicht (Mt. 19,
14) möchte unser Jahrhundert im guten Sinn zum
Jahrhundert des Kindes machen. Im Namen des
göttlichen Kinderfreundes erheben die Bischöfe ihre
Stimme, um sich des Kindes anzunehmen und ihm
zu seinem Rechte zu verhelfen, um alle Guten auf-
zurufen zu seinem Schutze.

1. Christliche Mütter, wenn ihr in Wehen einem
Kind das Leben geschenkt habet und nach des Hei-
landes Wort nicht mehr gedenket der Schmerz-
angst wegen der Freuden, daß ein Mensch zur Welt
geboren ist (Joh. 16, 21), dann versaget nicht diesem
Kinde die Nahrung, welche die Natur selbst ihm be-
reitet und angewiesen hat. Kann denn eine Mutter
ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmte
des Sohnes ihres Schoßes (Jl. 49, 15)? Könnte
sie so grausam sein, ihm die Nahrung zu verweigern,
die kaum durch eine andere zu ersetzen ist, deren
Entbehrung ihm den Tod bringen kann? Nur ein
ganz wichtiger Grund, nur bitterer Not, nur des ge-
wissenhaften Arztes Gebot kann die Mutter entbinden
von dieser Pflicht, von der süßen, heiligen Pflicht,
dem Kinde mit der Muttermilch gleichsam etwas von
ihrem innersten Seelenleben, von ihrem Glauben,
Hoffen und Leben einzusüßen.

2. Gefährlich an sich, doppelt gefährlich in heu-
tiger Zeit ist der Eintritt in die Entwid-
lungsjahre. Da kann man nun von allen Sei-
ten rufen hören: Aufklären — das ist das
Wichtigste; nur ja früh genug aufklären über ge-
schlechtliche Dinge. Auch Gutgemeinte stimmen ein
in diesen Ruf. Wir haben schon in unserm Hirten-
briefe vom 12. August 1908 hier vor gewarnt und
zu bedenken gegeben, daß vorzeitige Aufklärung alles
verderben könne und daß mit bloßer Aufklärung
noch gar nicht erreicht sei. Wir haben heute noch
viel mehr Grund, zu warnen.

Es ist wahrlich schon schlimm genug, daß das
ganze heutige Weltleben eine durch und durch un-
gesunde Frühreife in der Kinderwelt zeitigt. Es ist
schlimm genug, daß eine gewissenlose Kunst und
Literatur fortwährend das Geschlechtliche in die
Oeffentlichkeit zerrt und schon im Kinde mit der
Neugierde die böse Lust weckt und reizt.

Niemehr nun auch in der Jugendunterweisung in
Wort und Schrift solche Fragen öffentlich verhandelt
werden, und wäre es auch in guter Absicht und mit
viel Vorsicht, desto größer ist die Gefahr, daß der
Jugend das natürliche Schamgefühl vollends ver-
loren geht. Und doch ist dieses der feinste und
stärkste Selbstschutz, das unentbehrliche und uner-
setzliche Bewahrungsmittel gegen das entsetzliche Vaster-
der Unkeuschheit. Was heutzutage bitterer Not tut,
was besonders dem Kinde von heute noch tut, ist nicht
das Reden, sondern das Schweigen über diese Dinge;
man muß wieder lernen und lehren, ehrfürchtig dar-
über zu schweigen, wie sich dies jeder edlen Natur
von selber nahelegt.

Soweit Aufklärung erforderlich ist, soll sie nicht
öffentlich, nicht in der Schule, nicht in Jugendschri-
ften geboten werden, sondern unter vier Augen von
der Mutter, vom Vater, vom Erzieher und vom
Seelsorger. Hauptsache aber ist und bleibt die Er-

ziehung des Kindes zur Schamhaftigkeit von früh
auf, vernünftige Körper- und Gesundheitspflege, Ge-
wöhnung an Arbeit, an Selbstüberwindung und
Entsagung, Erziehung des Willens, Fernhaltung der
in heutiger Zeit leider so zahlreichen sittlichen Ge-
fahren, und vor allem die in zarter Kindheit begin-
nende, durch alle Jahre planmäßig fortgesetzte, in
den Entwicklungsjahren ganz besonders umsichtig ge-
leitete religiöse Durchbildung, die Bestrahlung und
Durchleuchtung, die Aufklärung und Berklärung des
ganzen Wesens und Lebens des Kindes durch das
Licht des Glaubens und die Einflüsse der Gnade.

Christliche Eltern, wenn Eure Kinder zu Jüng-
lingen und Jungfrauen heranreifen, dann wachet
über sie mit besonderer Liebe und Fürsorge. Haltet
fern von ihnen alles, wodurch die in diesen Jahren
so leicht zu entzündende Phantasie unrein gereizt
werden könnte. Haltet ferne schlechte Bücher, schlechte
Bilder, schlechten Verkehr. Ueberwacht nach Mög-
lichkeit ihr Alleinsein und ihren Umgang, daß sich
da keine Brutstätten heimlicher und offener Lasten
bilden können. Sorget für gesunde, sittlich stärkende
Lektüre, für unschuldige Freuden, für gute Gesell-
schaft. Nehmet selbst tätigen Anteil an der geistigen
Entwicklung Eurer Söhne und Töchter, suchet mit
erfindlicher Liebe sie dem Bösen zu entzöhen, sie
ins Gute einzugewöhnen, damit sie heranwachsen zu
voller Mannhaftigkeit, zum Maße des Vollalters
Christi (Eph. 4, 13).

Ja, in Ihm, dem göttlichen Heiland, sollen sie
heranwachsen, in Ihm groß und stark werden. Dar-
um führet sie zu Ihm in früher, unentweichter
Jugend, damit Er in Seinem heiligsten Sakramente
den Seelenbund mit ihnen schließe. Führet sie zu
Ihm und geleitet sie zu Seinem Tische so oft als
möglich, namentlich in diesen gefährlichen Jahren,
damit Er mit Seinem heiligen Fleisch und Blut sie
nähre zum ewigen Leben. Und damit diese Gnaden-
verbindung mit dem Heiland nie gelöst werde, senket
tief hinein in die Herzen Eurer Kinder eine zarte
Liebe und innige Andacht zur jungfräulichen Gottes-
gutter Maria, dieser erhabensten Patronin der Her-
zensreinheit der Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort an die Eltern der Erstkommunikanten.

Ein Pfarrer teilt uns folgendes Erlebnis mit:
Am Weihen Sonntag kommen regelmäßig
meine Erstkommunikanten zu mir ins Pfarrhaus,
um sich für alle an ihnen angewandten Mähen zu
bedanken und ihre Kommunion-Bilder in Empfang
zu nehmen. An einem solchen Tage fiel es mir
auf, daß ein sonst lebhaftes Mädchen auffallend
ruhig war. Ich beobachtete dasselbe logisch und,
da es mich auch öfters mit einem traurigen und
verstörten Blicke sozusagen tragend ansah, wurde
ich in meinem Verdachte bestärkt, daß etwas hier
nicht in Ordnung sei. Beim Fortgehen der kleinen
Schar rief ich dann in einer unauffälligen und
unverfänglichen Weise dieses Kind zurück, als ob
ich ihm an seine Eltern einen Auftrag mitzugeben
hätte. „Helene, warum machst du denn so ein
trauriges Gesicht heute an diesem schönen Tage?“
fragte ich das Kind. „Sage mir einmal aufrich-
tig, was vorgekommen ist; du brauchst ja gar
keine Angst zu haben.“ — „Ach, ich glaube, ich
bin unwürdig zur hl. Kommunion gegangen,“ war
seine Antwort, auf die ich allerdings bereits ge-
fragt war, und unter Schluchzen und mehreremal
Stoden erzählte dann das Kind seine Leidensge-
schichte. Als sie morgens vom Schulhause zur
Kirche gezogen seien, habe sie gehört, wie jemand
sagte: „Ach, siehe einmal die Helene, was hat
die ein wunder schönes Kleid, die ist wirklich am
aller schönsten angezogen.“ Bei diesen Worten habe
sie eine außerordentliche Freude und eitle Gedanken
gehabt. In der Kirche habe sie auf einmal Angst
bekommen, weil sie eitel und hoffärtig gewesen sei
und da eine Sünde begangen habe. Vor lauter
Angst, sie sei nicht mehr würdig für den Empfang
der hl. Kommunion, habe sie fast nichts getan
können und habe den ganzen Tag keine Freude
gehabt.“ Selbstverständlich beruhigte ich das Kind,
da eine beabsichtigte Sünde nicht vorlag.

Der Hochmut einer unvernünftigen Mutter und
die Einfältigkeit neugieriger Zuschauer hatten das

Kind verwirrt und ihm seinen ganzen schönen
Weihen Sonntag verdorben. Wie traurig, daß es
Mütter gibt, die selbst den heiligsten Tag ihrer
Kinder dazu mißbrauchen, um ihren Hochmut an
den Tag zu legen. Wenn solche Mütter sich doch
einmal ernstlich fragten, mit welchen Augen der
Heiland jeden seiner Erstkommunikanten am Weihen
Sonntag betrachte! Wird sein Auge denn wohl
am liebsten auf den am meisten gepuzten Kindern
ruhen? — Jede Mutter mag sich selbst die Ant-
wort geben.“

Für die lieben Erstkommunikanten.

Die drei schönsten Stunden des Lebens.

Als eine Ordensfrau, welche wie eine Heilige
gelebt hatte, auf dem Sterbebette lag, wurde
sie von einer frommen Mitschwester gefragt, welche
wohl die drei schönsten Stunden ihres Lebens ge-
wesen wären.

Die erste, erwiderte sie, war jene, in welcher
ich das erste Mal das hochheiligste Altars-
sakrament empfing. Ich fühlte innerlich, wie
mein Jesus sich mit mir vereinigte, denn ich besaß
damals ein reines, schuldloses Herz, wie nie mehr
in meinem Leben.

Die zweite glücklichste Stunde war jene, in
welcher ich das Gelübde des ewigen Gehorams
ablegte. Da wußte ich, daß ich mich nun ganz
und ungeteilt meinem Jesus schenken mußte, wie
sich Jesus schon so oft ganz und ungeteilt mir ge-
schenkt hatte im heiligen Abendmahle. Ich begriff,
daß mein Leben von diesem Augenblicke an ein
ununterbrochenes Streben sein müsse nach steter,
immer fester werdender Vereinigung mit Jesu.

Ob die dritte und wichtigste Stunde meines
Lebens auch die schönste desselben bilden werde,
weiß Gott allein, der Allbarberzige. Es ist die
Stunde meines Todes, deren Herannahen ich fühle,
und ich hoffe und vertraue auf die Gnade meines
Gottes, daß sie die Stunde sein werde ewiger und
innigster Vereinigung mit Jesu.

Der liebe Heiland und der Hansli.

Hansli war ein frischer Bub, nicht schlimm, aber
auch nicht besonders fromm. In die Kir-
che ging er, so oft er mußte, aber noch viel lieber
ging er wieder hinaus. Da träumte er eines
Nachts gar fürchterlich. Er hatte in der Legende
gelesen von den Märtyrern und jetzt sollte er selbst
ein Märtyrer werden für den Glauben. Die
Henker banden ihn an eine Tanne so fest, daß er
sich nicht mehr rühren konnte, dann nahmen sie
einen Nagel und schlugen ihm denselben durch die
rechte Hand. Der Schmerz war so entsetzlich, daß
Hansli fürchterlich aufschrie und erwachte und mit
ihm das ganze Haus. Wie froh war er jetzt,
daß alles nur ein Traum gewesen und er, statt
an die Tanne geheftet zu sein, im weichen Bett
lag. Jetzt aber dachte er: „Wenn ich wirklich
so angehängt würde, und zwar an Händen und
Füßen und dann noch drei Stunden an diesen
Nägeln hängen würde, wie unaussprechlich wäre
dieser Schmerz; würden mir nicht jene drei
Stunden vorkommen wie eine Ewigkeit! Das aber
hat Jesus, der in unserer Kirche weilt, wirklich
und freiwillig gelitten für mich, damit ich den
ewigen Frieden erlange und endlich selig werde.“

Von jetzt an ging Hansli viel lieber in die
Kirche, auch oft ganz von selbst und machte die
Kniebeugung so ernst und so schön, daß der Pfarrer
sich erbaute. „Denn,“ sagt er, der liebe Heiland
verdient es, so viel wie er, wird niemand für dich
leiden.“ Das gilt allen Kommunionfindern auch
wenn sie nicht Hansli heißen.

Mert's.

Wenn die Mutter alles wahr,
Der Vater stets arbeitet und alles spart,
Der Sohn nichts unnütz verliert,
Steht die Familie gut. — Alter Spruch.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 8.

Sonntag den 22. Februar 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 30 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich des Erfüllungsortes f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Der Stachel des Todes. — Das Fasten in veraltet. — Das Aschekreuz. — Entfage, Ertrage. — Auch ein Rosenmontag. — Fastengedanken. — Splitter. — Hirten schreiben der Suldaer Bischofskonferenz. (Schluß.) — Für die lieben Erstkommunikanten.

Wochentalender.

- Sonntag, 22. Februar, Quinquagesima. Petri Stuhlfeier.
- Montag, 23. Febr., Willigis, Bischof und Mart.
- Dienstag, 24. Febr., Matthias, Apostel.
- Mittwoch, 25. Febr., Aschermittwoch. Walburgis, Jungfrau. ††
- Donnerstag, 26. Febr., Petrus Damianus, Bischof und Kirchenlehrer. †
- Freitag, 27. Febr., Fest der Dornenkrone unseres Herrn. ††
- Samstag, 28. Febr., Romanus, Mart. †

Sonntag Quinquagesima.

Jesus weissagt seine Leiden und heilt einen Blinden.

Evangel. Luk. 18, 31—43.

Der Stachel des Todes.

In einen Elefanten oder Esel zur Eile anzutreiben, bedient sich der Orientale eines Stachels, der an einem langen Stabe angebracht ist; und wenn bei uns zu Lande der Reiter sein Pferd antreiben will, so gibt er ihm die Sporen.

Du brauchst nur diesen einfachen Vorgang aus dem Leben vor Augen zu haben, um das Wort des Apostels zu verstehen, das wir uns heute zu Gemüte führen wollen: der Stachel des Todes ist die Sünde.

Der Stachel bereitet dem Tier einen Schmerz und treibt es damit zur Eile an; so ist es auch mit der Sünde. Sie umgibt den Tod mit Schmerzen und treibt ihn zur Eile. Wenn freilich mit dem Tod alles aus wäre, dann wäre die Furcht vor dem Tode so unnütz wie vor einem Strohmann oder einer Vogelscheuche; allein selbst die verbissenen Gottesleugner und die raffiniertesten Lebemänner sehen über der Pforte des Todes wie eine unheimliche Wolke den Gedanken: wenn es aber doch ein Weiterleben gibt, wenn es aber doch eine Rechenchaft gibt, wenn es aber doch einen Himmel gibt, wenn es aber doch eine Hölle gibt . . .

Und es gibt tatsächlich ein Weiterleben, es gibt tatsächlich eine Rechenchaft. Höre den Ausspruch des Völkerapostels, der wie ein Zentnerstein uns auf die Seele fallen muß: es ist dem Menschen gegeben einmal zu sterben und darnach kommt

das Gericht. (Hebr. 9, 27) . . . Da ist es für wahr kein Wunder, wenn selbst durch die Seele des Gerechten bisweilen ein Gedanke der Furcht zuckt wie ein Wetterleuchten durch die Nacht. Sind ja Gottes Augen viel heller als die Sonne und durchschauen die tiefsten Abgründe im Herzen der Menschen. Doch wird beim guten Christen diese Furcht stets gedämpft, ausgeglichen und überwogen durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, durch die zuversichtliche Hoffnung des ewigen Lebens. Dies in einer Predigt des heiligen Chrysostomus die schöne Stelle, wo er von den Mönchen erzählt, die zu seiner Zeit als Einsiedler in der Wüste lebten. Sie müssen auch sterben, schreibt der berühmte Kirchenvater, aber der Tod ist für sie kein Tod; mit Lobgesängen gelichtet man sie zum Grabe; eine Prozession nennt man es und nicht ein Leichenbegängnis; und lauft die Meldung ein, daß jemand gestorben sei, dann herrscht Freude und Frohlocken; oder vielmehr, es getraut sich niemand zu sagen, der oder jener sei „gestorben“, sondern man sagt, er hat es „überstanden“. Dann hört man Dankagung, Glückwünsche und Freudenrufe, indem man wünscht, auch ein solches Ende zu haben, auch dereinst aus der Rennbahn des Lebens auszutreten, auch einmal auszurasen von Mühsal und Kummer. —

Der Balsam des Todes ist also die Tugend, aber der Stachel des Todes ist die Sünde. Denn sie ist es, die den Bösen nach dem Tode dem Richter übergibt, der ihm jenes furchtbare Urteil entgegen-schleudern wird: weiche! von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer . . .

Nicht bloß umgibt die Sünde den Tod mit Schmerzen, sondern treibt ihn auch zur Eile an. Ich rühme mich nicht, dem Unwissenden in die Karten zu schauen und vermesse mich nicht, ein liebloses Urteil zu fällen. Es kommt vor, daß es auch beim Gerechten dem Tode bisweilen preßiert. Nach der Schrift erscheint dieser schnelle Tod aber als eine Belohnung. Denn so heißt es im Buche der Weisheit: da des Gerechten Seele Gott wohlgefallig war, so beruhte er sich, ihn wegzunehmen aus der Mitte der Gottlosen. — Das eine aber darf ich lächelnd behaupten, daß in vielen Fällen die Sünde es ist, die Tod in Galopp versetzt. Wie der Wurm am Holz, wie der Rost am Eisen, so frisst die Sünde am Mark und Leben des Menschen. Nicht das Fasten ist es, nicht die Kasteiungen, nicht die Gebetsübungen, nicht die Mäßigkeit, nicht die Keuschheit, nicht die Sanftmut, nicht die Geduld, die den Lebensfaden verkürzen

und abschneiden; im Gegenteil, diese Tugenden erheitern, veredeln und verlängern das Leben. Wohl aber sind es die Böllerei, die Trunkenheit, die Unzucht, die Lächerlichkeit, der Jähzorn, die ihren Opfern ein frühes Grab schaufeln. Ja, Gott hat es eingerichtet, daß die Sünde gleich den Hentzer mitbringt und mit barem Gelde bezahlt. Dazu kommt, daß er oftmals eigenhändig eingreift und mit dem Sünden kurzen Prozeß macht. Blicke hin nach Sodom und Gomorrha. Als eines Tages die Leute aufgestanden waren und unq hinausschauten in die paradiesische Gegend auf neue Genüsse, neue Schandthaten brüteten, prasselte plötzlich Feuer vom Himmel nieder und bevor die Freveler sich besinnen oder Neue erwecken konnten, hatte schon das Feuer mit ihnen ausgeräumt. Und wie mancher wurde schon in seinem Rausche tot aufgefunden oder bei Begegnung eines Erbrechens niedergeschossen und stürzte kopfüber in den Höllenspuhl. —

Nein, traue nicht der Sünde, mein Freund, Sie macht es wie eine Schlange, die eine Zeitlang freundlich tut und plötzlich einen giftigen Biß beibringt. Fesselt dich die Kette einer schlechten Gewohnheit, zerbrich sie mit starker Hand. Unter 100 000 Gewohnheitsänderern kommt nach der Meinung des hl. Hieronymus kaum einer zu Gnaden. Und du solltest dir schmeicheln, dieser eine zu sein, während die 99 999 zugrunde gehen? Wäre das nicht Verblendung, Vermessenheit und Wahnsinn? Das Beste ist, wenn wir es gar nicht zu einer schlechten Gewohnheit kommen lassen, wenn wir jeder Sünde sogleich die Türe weiten. Was nützt es, zwanzig Jahre in Tugend und Frömmigkeit verbracht zu haben, wenn du nur ein einziges Mal einen schweren Fall tust und nach dem Fall gleich ein Kind des Todes bist und ein Kind der Hölle? . . .

So haben manche im Strudel der Faszination Freude in einer einzigen Stunde ihr Lebensglück vernichtet und einen schweren Schatten gelegt um ihre Zukunft und ihre Todesstunde. Unter der Maske verbirgt sich leicht die Frechheit, die Ungezogenheit, die Lüsternheit, die Leidenschaft, die Sünde. Es fällt mir nicht ein, jede anständige Fachingsrede zu verdonnern und als Sünde zu brandmarken; wenn du übrigens fern bleibst, hast du sicher nichts verloren; willst du aber mitmachen, so bleibe in den Schranken der christlichen Wohlansständigkeit. Versäume auch nicht, am Mittwoch das Wappen des Todes auf dem Haupt legen zu lassen, die geweihte Nische. Gerade durch das Andenken des Todes werden wir dem Tod

feinen Stachel nehmen, werden wir ihn verlieren und verwandeln zu einer Pflanz des ewigen Lebens. Triumphierend dürfen wir dann mit dem hl. Paulus dem Tode zurufen: O Tod, wo ist dein Sieg? O Tod, wo ist dein Stachel?

Der Burgpfarrer.

Das Fasten ist veraltet!

Das ist auch so eine neumodische Behauptung von Leuten, die gern zu den „Ausgeklärten“ gehören wollen. Damit du, lieber Leser, von derartigen Ideen nicht angesteckt wirst, will ich dir einmal kurz auseinandersetzen, daß das Fasten nicht veraltet ist, daß es auch für die heutige Zeit noch sehr zweckdienlich ist. weshalb die Kirche ganz recht hat, daß sie ihr drittes Gebot auch heute noch aufrecht hält. Durch das Fastengebot will die Kirche uns anleiten, das Beispiel Jesu und der Heiligen nachzuahmen, für unsere Sünden Buße zu tun, und endlich uns an Selbstüberwindung zu gewöhnen. Schlag auf die hl. Schrift! Sie ist voll von Befehlen und Anmahnungen zum Fasten, und besonders hat schon Jesus Christus selbst durch Wort und Beispiel das Fasten uns empfohlen. In sein Lehramt eingeführt von einem Vorläufer, der das strengste Fasten beobachtete, begann Jesus sein öffentliches Leben mit vierzigstägigem Fasten. Vom Abendmahle bis zu seinem Tode am Kreuze war ein bißchen Galle, die er kostete, seine einzige Speise, der Essig sein einziger Trank. Der göttliche Heiland hat auch seine Jünger die Kraft des Fastens gelehrt, indem er das mit Gebet verbundene Fasten als einzig wirksames Mittel gegen die wichtigsten Anfälle der Hölle bezeichnete. „Diese Gattung von Teufeln wird nicht anders ausgetrieben, als durch Gebet und Fasten.“ (Matth. 17, 20.)

Er lehrt uns die rechte Weise zu fasten und warnt vor heuchlerischen Abzichten. „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht traurig sein wie die Heuchler, denn sie entstellen ihre Angesichter, damit die Menschen sehen, daß sie fasten. Wahrlich, sag' ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen! Du aber, wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit es die Menschen nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater es sieht, der im Verborgenen ist, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten.“ (Matth. 6, 16—18.)

Ebenso sollen die vielen Beispiele der Gerechten des Alten und Neuen Bundes und der lieben Heiligen Gottes für uns ein mächtiger Antrieb zur Nachahmung sein.

Moses, Samuel, David, Elias, Judith, Esther, Daniel, die heldenmütigen Maccabäer, die Prophetin Anna, Johannes der Täufer, die Apostel und die ersten Christen haben gefastet. Und im Leben der Heiligen finden wir allenthalben Beispiele außerordentlichen Eifers in der Uebung des Fastens. Ich könnte dir solche Heiligen aus jede „Jahrhundert im Morgenlande, sowie im Abendlande nennen; ich könnte sie dir zeigen in Eindrücken und Klöstern, wie lebend mitten in der Welt, selbst im ärztlichen Kalafate. Wem ist, um nur an einen zu erinnern, die Bußstrenge des hl. Aloyisius nicht bekannt? Wöchentlich beobachtete er mehrere Fasttage bei Wasser und Brot; er aß so wenig, daß man staunen mußte, wie er davon überhaupt leben konnte. Bei Tisch pflegte er diejenigen Speisen zu wählen, die ihm am wenigsten schmachhaft schienen, die übrigen ließ er unberührt; und das alles bei einer Stellung in der Welt, die ihn zu allen Freuden und Genüssen eingeladen.

Wenn wir sodann sehen, wie schwer der Heilan für unsere Sünden gebüßt hat, welche Schande wäre es, wenn wir selbst nichts leiden, keine Buße für dieselben tun wollten! Nun ist aber das Fasten ein vorzügliches Bußmittel; Gott selbst bezeichnet es als solches, denn er spricht durch seinen Propheten: „Befehret euch zu mir

von ganzem Herzen mit Fasten, Weinen und Seuzen.“ (Joel 9, 17.) Dieses Mittels bediente man sich immer, wenn man Buße tun wollte. So sagt David von sich selber: „Meine Kniee sind schwach vom Fasten.“ (Ps. 108, 24.) Und der hl. Paulus bekennt von sich, daß er im Dienste des Herrn gearbeitet habe „in Hunger, Durst, in vielem Fasten“.

Wenn du hier keine Buße tun willst, dann mußt du die ganze Last deiner Sündenstrafen mitnehmen in die Ewigkeit und es bleibt dir nur das Fegfeuer übrig. Hier aber geht es, meine ich, viel leichter und du hast noch ein Verdienst dabei — im Fegfeuer mußt du viel härter und länger leiden und verdienst doch nichts für den Himmel. „Wir sind“ sagt der hl. Basilus, „in Krankheit gefallen durch die Sünde; heilen wir uns durch Buße. Aber Buße ohne Fasten ist träg und unfruchtbar. Durch das Fasten versöhne dich mit Gott.“ Du schützt und bewahrst dich damit auch vor der Sünde, denn es stärkt dich im Kampf gegen die böse Beaterlichkeit und die Versuchungen der Hölle. Wir arme Adamskinder sind nun einmal so beschaffen, daß das unbändige Fleisch sich nicht unter die Herrschaft der Seele fügt, sie vielmehr zur Magd herabsetzen und sich die Herrschaft anmaßen will: „Ich fühle ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet“ (Röm. 7, 23). Dagegen ist nun das Fasten ein treuer Bundesgenosse der Seele und hilft ihr den Uebermut des Fleisches bändigen. „Das Fasten“ sagt der hl. Hieronymus, „ist ein herrlich Ding, es ist herrlich für den Menschen, denn es reinigt ihn von der Sünde und macht ihn Gott und den Engeln angenehm, es ist schrecklich den Teufeln, weil sie damit wie mit einem schneidigen Schwert geschlagen und samt allen ihren Versuchungen überwunden werden.“

Damit kommen wir zum dritten Grund für das kirchliche Fastengebot. Es ist ein wirksames Mittel gegen ein Hauptübel unserer Zeit, gegen die immer mehr überhand nehmende, die Völker entnervende Genußsucht, gegen den Mangel jeglichen Bußgeistes. Zum Fasten muß man sich immer etwas Gewalt antun, sich selbst verleugnen und abtöten. Also gewöhnt man sich dadurch an Selbstüberwindung. Wer aber nicht eintaermaßen gelehrt hat sich etwas zu versagen, der kann nicht glücklich werden hienieden und nicht selig im Himmel, denn: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewalt brauchen, reißt es an sich.“ (Matth. 11, 12). Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mit nicht nachfolgt, der ist mein nicht wert. (Matth. 10, 38). Diese Worte werden Geltung haben, so lange die Welt besteht, und keine Verweichlichung des Menschen wird sie umstoßen.

Im einzelnen mußt du bezüglich des Fasten und Abstinenzgebotes dich an die Vorschriften deiner Diözese halten. In Zweifel über die Verpflichtung des dritten Fastengebotes frage deinen Beichtvater oder deinen Seelsorger um Rat und Aufschluß und folge seiner Weisung.

Zum Schluß noch ein Wort:

Lieber katholischer Christ, schäme dich nie wegen Spöttereien das Abstinenzgebot zu halten. „Am Freitag schmeckt mir das Fleisch gerade so gut, wie an anderen Tagen“ sagt mancher laue Katholik. Der Einwurf ist nicht neu, darum will ich auch eine alte Antwort darauf geben, die ein berühmter Kanzler schon vor mehr als hundert Jahren darauf gegeben hat, wenn sie auch etwas derb ist. „So, das Fleisch schmeckt dir am Freitag ebenso gut wie an anderen Tagen? Bist du so gescheit? Das weiß jeder Metzgerhund auch.“ Der belgische Justizminister Thonissen hatte in einem Hotel am Freitag Fastensperren verlangt. Darob spotteten einige Aurgelährte und riefen ihm zu: „Nimm's Wunder, daß ein Herr wie Sie, heute kein Fleisch isst.“ Schlagfertig erwiderte Thonissen: „Und mich nimm's Wunder, daß Herrn wie Sie

kein Heu oder Stroh verzehren!“ Es war in München vor einigen Jahren. Der bayerische Landtag hatte eben seine Vormittagsitzung geschlossen. Die Abgeordneten beeilten sich zum Mittagessen zu kommen. Ein Abgeordneter vom Lande, noch wenig in der Großstadt bekannt, stand ungeschlüssig auf der Straße. Da gesellte sich zu ihm der Kultusminister Dr. von Müller und fragte, was er noch mit sich berate. „Erzählen“, entgegnete der Abgeordnete, „heute ist Freitag, und da weiß ich nicht, wo ich hingehen soll, um ein einfaches und gutes Fastenessen zu erhalten.“ „Kommen Sie mit mir“, sagte der Minister, ich will Ihnen ein Hotel zeigen.“ Der Minister führte den Herrn in sein eigenes Haus, stellte ihm Frau und Kinder vor und sprach: „Sehen Sie bei uns gibt es ein einfaches Mittagessen, wie man es in einem katholischen Hause am Freitag haben muß. Wir essen nie Fleisch am Freitag. Das Fastengebot gilt auch im Hause eines Ministers.“ Möchten alle Katholiken so denken und handeln, das ist praktischer Katholizismus.

Das Aschentreu.

Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube wiederkehrst!“ So spricht der Priester am Aschermittwoch, indem er die Asche auf das Haupt der Gläubigen streut — die Asche, dieses Sinnbild der Vergänglichkeit, der Buße und der Rückkehr von Verchissinn und Uebermut zu Demut und Ernst. Ja, nicht bloß die Schätze der Welt fallen den Motten und dem Rott anheim, auch des Menschen Leben entflieht. Wo ist der stolze, himmelanstrebende Baum? Seine Asche liegt auf deinem Haupte. Wo wird nach kurzem dieses Haupt sein, das sich heute noch so hoch trägt? Heuge es, es ist Staub! — Fasse das Leben mit Ernst ins Auge. Die Tage, welche folgen, sind Tage des Ernütes. Laß die Zeit der Buße nicht ungenützt vorübergehen. Wer weiß, wie bald du zur Erde zurückkehren wirst, von der du genommen bist. Halte darum nieder die Lust zu Herzkreuzung und Genuß und beschäftige deinen Geist mit der Betrachtung und Würdigung, dessen was wir, ob es gleich das eine Wichtigste ist im vielbewegten Drängen und Treiben unserer Entwürfe, Wünsche, Genüsse und Hoffnungen, so oft gänzlich zu vergessen pflegen — die Sorge für das Heil deiner einzigen unsterblichen Seele. „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“

Entsage, ertrage.

Entsagen ist ein armes bitteres Kraut, In wenig Gärten wird's abseits gebaut. Doch allerorten dreht und äppig spritzen Unkrauter zwei: Begehren und Genießen. Fr. W. Weber.

So viel Jammer und Klage durchwühlt die Welt. All die Unglücklichen, Unzufriedenen würden ihr Los leichter tragen, könnten sie entsagen.

Entsage deiner Meinung, deinem Eigenwillen — und du hast Frieden in deiner Umgebung. Versage dem heißen Verlangen deines Innern keinen Wunsch und die Seele genießt den Lohn der Ruhe. Opere die vielen eingebildeten Forderungen des Genusses, der Mode, des Vergnügens, und du bist zufrieden mit deinem bescheidenen Lose. Das Entsagen ist eine Kunst, durch Uebung nur lernt man sie. Unterdrücke anfangs nur ein Wörtlein, ein Aufwachen des Unwollens, einen kleinen Wunsch — bald geht das Entsagen leichter. Bist du Meister in Entsagen — dann bist du glücklich.

Ein zweites Wörtlein hilft dir treu, daß Dorn und Stein des Lebensweges dir nicht zu sehr den Fuß verwunden.

„Ertragen“ heißt das Wörtlein. Ertrage deiner Nächsten Art und Eigenart. Wieviel wohl hätten sie an dir zu rügen? — Nimm still die Kreuze, die der Herr dir schickt. Sie mögen sich

nun Armut, Krankheit, Mißverstehen nennen. Denk, daß der Himmelsweg ein Kreuzlein zur Markierung braucht. Trag' ohne Murren, was die Tage an Schwerem und an Hartem bringen mögen. — Auch das Ertragen ist eine Kunst und will gelernt sein. Verzichte nur einmal darauf, unnütz zu klagen. Nur dir eine „stille“ zu, wenn ein Lamento auf die Lippen will. Trägst du nur einmal still, bald wirst du freudig tragen. Und eines halte fest: nichts ernt uns mehr mit Gott, nichts bringt uns tieferen Frieden, als das stille Ertragen dessen, was er uns schickt.

Auch ein Rosenmontag.

Großstadtstizze.

Er ist allein.

Die lange, lange Nacht und den ganzen Morgen ist er allein.

Pap' und Mam' sind gestern abend fortgegangen.

Sie haben die Tür zugeschlossen.

Da war er wieder einmal allein, da schlief er nicht mehr ein auf seinem Lumpenlager. Da sah er den öden Raum voll Geipenster. Da verknisterten im Herdfeuer die letzten Glutten.

Es war schaurig. Und er lag die Nacht über auf seinem Lumpenlager und frox und hustete. Und als der Morgen kam — spät, sehr spät, erhob er sich, schlüpfte in seine Fehz und setzte sich an den kalten Herd. Er sand ein wenig kalten, schwarzen Kaffee. Den trank er gierig; denn ihn quälte der Durst. Und er aß eine harte Brotkruste dazu.

Jetzt — jetzt kommt die Sonne.

Wenn die Sonne durchs Fensterchen in das feuchte Erdgeschob hineinguckt, dann ist's bald Mittag.

Ihn hungert.

Er ist auf einen Stuhl geklettert, weil ihm auf dem rohen Ziegelboden die Füße so kalt geworden sind.

Da steht der arme — bleiche Junge — verträumt — vereinsamt — vergrämt!

Er lauscht . . . Draußen ist trohes Leben . . . Draußen ist — — — Fastnacht! Alle Leute haben Feiertag! Auch die Kinder! — Er nicht . . . Warum?

Das Lied, das die Jungen draußen singen, kann er auch!

„O, Susanna wie ist das Leben doch . . .“ Das „so schön“ wie durch einen Hustenkramp' erstickt. Da träumt sich sein Rücken, und er hält beide Händchen krampfhaft auf der eingezogenen Brust gekreuzt.

Dann klettert er vom Stuhl.

Nun ist der Sonnenfleck auf dem Tisch. Er tritt hinzu und legt seine hageren, blaugeäderten Händchen auf den weißen Schimmer. Der geht immer weiter. Gleich fällt er vom Tischrand auf die Erde. Da stellt er ein Ristchen auf den Tisch. Es hilft nichts. Die Sonne klettert darüber und fällt auf die roten Ziegeln — geht über den Herd.

Der Junge sieht dem flüchtigen Sonnenkind nach. Er legt noch einmal die Händchen auf die Herdplatte. Du, wie kalt!

Es hilft nichts! Muß wandern — immer wandern — hat noch einen weiten Weg. Klettert die schwarze Wand hinauf — ist verschwunden . . . Einsam!

Draußen ist Fastnacht . . . und Pap' und Mam' sind fort.

„Tictack“ ist stehen geblieben. Das Gewicht ist ganz tief unten am Boden. Er darf sie nicht aufstehen . . . Ein bißchen darf er am Ristchen ziehen — ein bißchen — dann spricht die Uhr mit ihm.

Ein bißchen hat er am Ristchen gezogen. Tictack . . . tictack Wie lange noch?

Er starrt mit den großen, leidvertrauten Augen auf das Ristblatt und lispelt mit bleichen Lippen. Er kann schon die Zeit ableiten; aber nur die ganzen und halben Stunden. Wenn der große Finger strack auf den Boden zeigt, dann ist's „halb“. Wenn er wissen will, wieviel Uhr es ist, dann zählt er immer von der I an bis dahin, wo der kleine Finger hinzeigt. Soviel Uhr ist es.

Soweit ist Großmutter mit ihm gekommen. Da starb sie — vor wenig Wochen. Er hat ihr einen Kranz von Immergrün n' haetragen — den einzigen. Und Schnee fiel ins Grab — —

Er gähnt wieder . . . Er schaut nach Brot . . . Vergebens!

Was jetzt?

Kinder wollen Zeitvertreib. An die Kommode darf er nicht gehen. Er macht immer einen Boarn um dieses Möbel. Da ist eine Hexe drin. Die Mam' hat's gesagt.

Er kauert sich wieder in ein Eckchen an die feuchte Wand. Er hustet . . . es schüttelt, es packt ihn. Er schielt mit glänzenden Augen nach der Kommode.

In der Kommode ist auch sein Fleischbildchen, das er einmal, als er noch in die Schule gehen konnte, vom Kaplan bekommen hatte. Sein Fleischbildchen! Großmutter hat's noch weggelegt. Seitdem hat er es nicht gesehen — geküßt. Und all sein Sehnen war bei seinem Fleischbildchen . . . Das war die Liebe schuld . . . Der es ihm gegeben, halte die armen Kinder lieb. Nur einmal sehen — nur einmal läffen . . .

Und er hebt sich auf und drängt sich vor, als wenn er gegen einen Schwarm von Geipenstern ankämpfe, und ringt sich durch und sinkt vor der Kommode in die Knie, und die zitternden Händchen mühen sich ab. Und der Schweiß perlt auf seiner bleichen Stirn.

Einmal . . . einmal . . .

In der untersten Schublade ruht sein Schatz. Es ist dem Jungen eine harte Arbeit. Die kranke Brust leucht schwer . . . Jetzt kann er schon durch einen kleinen Spalt in die Schublade hineinschauen. Dann — mit einer großen Anstrengung öffnet er sie ganz.

Ein Ruf der Bewunderung . . . Die großen Augen des Jungen staunen die schillernden Farben an, die ihm da entgegenleuchten. Er ist sprachlos. Was mag das sein?

Er liebt die buntigen Farben so sehr — besonders die gelben und blauen . . . Seine Hände lassen liebendoll zart darüber.

Bei all der bunten ungewohnten Pracht vergißt er sein Fleischbildchen. Er hebt das seine Heu ein wenig empor. Da's sind hundert kleine Schellen.

Und er erinnert sich, daß Mam' gestern öfters an der Komode gestanden und gelacht hat, während er in der Ecke lag.

Das sind Mam's Fastnachtskleider.

Wie schön! Wie schön!

Er nestelt mit zitternden Händen in dem Samt- und Seidenstoff. Die Farben und die Schellen haben es ihm angetan. Sein Eifer läßt ihn jede Vorsicht vergessen.

Die schönen Sachen würden ihm auch gut stehen.

Er findet eine bunte Mütze . . . Blaue, rote selbe Streifen wie ein Stern! Er setzt sie auf — zärtlich — lächelnd. Wenn sie doch nur sein wäre! Er hat gar keine Mütze.

Draußen ist Rosenmontag! Draußen singen sie immertot: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!“

Da packt es den bleichen, kranken Jungen. Er tanzt und springt und singt. Er will auch lustig sein — — — in seinem Kexler.

Er hebt das farbige Zeug aus der Schublade.

Wie das glitzert und klingelt!

Stück um Stück legt er an. Es sitzt nich alles an der rechten Stelle, es hängt so schlaff an dem unscheinbaren Leib des Kindes.

Aber es ist stolz und schleudert die großen Schlappen von seinen Füßen und rutscht in Mam's kleine weiche Schuhe . . . Er hatte gar keine Schuhe

Wirklich! Die Mütze sitzt ihm verwegen an dem Kopf! Er tanzt und springt und singt: „O, Susanna! . . .“

Wie das klingelt und rasselt!

Er tanzt, daß ihm der Atem ausgeht. Er hustet. Er rüttelt an der Tür. Dinaus, hinaus will er!

Kleine Seele, Kindesseele, du hast Heimweh! Ein Weilchen noch — — dann ist dein Rosenmontag! Die Tür ist unbarmherzig.

Das Fensterchen ist hoch. . . . Aber nicht zu hoch! Er will, er muß zu den Menschen hinaus. Er ist ja schön gepußt — ist ja auch ein Fastnachtsgeck . . .

Er hebt den Stuhl auf den Tisch. Er leucht, er hustet, aber es ist gelungen: der Stuhl ist oben. Nun hinauf!

Das Flitterzeug hindert ihn. Endlich!

Er steht auf dem Tisch — auf dem Stuhl. Er rasselt. Ein neuer Hustenkramp! Er wankt! Er hält sich an der Stuhllehne fest. Es schüttelt ihn . . . Weh!

Ein jäher Ausschrei! Der Stuhl, der Junge stürzt — — liegt am harten Ziegelboden . . . stöhnt, verstummt — regungslos . . .

Da liegt er in seinem bunten Staat — der arme — bleiche Junge — — und eine Blutwelle en'quillt dem Munde — — besetzt den Fitter. Und es sind lauter rote — blutrote Rosen auf dem kleinen Leichnam . . .

Nun ist sein Rosenmontag.

Der Junge ist ganz still und die Uhr auch.

Und es ist gen Abend.

Draußen vor der Tür lallt eine rauhe Stimme: „O, Susanna . . .“ Und draußen stößt ein Weib einen Fächer aus und stimmt mit greller Stimme ein . . . wie ist das Leben doch so schön!“

Endlich haben sie das Schlüsselloch gefunden.

Das Türschloß knarrt!

„Im ins Vergnügen!“ gröhlt der Mann, und stößt sein lachend Weib in den öden feuchten Raum.

„Mach' Licht! Fang' die Kerze an!“

Ja, sie zündeten die Kerze an — die Totenkerze. Es war das erste Licht, das dem armen Kleinen hier geleuchtet.

Pap' und Mam' stehen bei ihrem einzigen, toten Kinde — stumm erschüttert, entsezt. — Fastnacht ist um Achermitwoch!

Fastengedanken.

Wahrlich, es soll doch alles bloß der Seele dienen; auch das Fasten soll ihr gegen den schwerfälligen, trägen Leib, der mit seinem Gewicht den Geist beschwert, zu Hilfe kommen. Es gilt, ihn mehr zu vergeistigen. Die Seele macht diesen trägen Körper leichter, sie formt und beherrscht ihn, macht ihn geschickt, bebende, stark und bereitwillig, durch sie, durch die Kraft des Willens erhält er Spannung und Schwung. Wenn man im ersten Sinne fastet, dann betet man auch inniger, dann ist die Innenwelt reiner, frei von Rauch und Nebel der Sinnlichkeit, die Triebe lassen an Gewalttätigkeit nach, der ganze Mensch ist gottesfürchtiger. Fasten ist auch eine zehrende Buße, eine Strafe für die begangenen Sünden. Man muß da zu sich selbst sprechen wie der Lehrer zum Schüler, der sich eine Strafe zugezogen: „Heute gibt es nichts zu Tisch, du hast es nicht besser verdient.“ (Probaszta.)

Splitter.

Wer die Zeit verklagen will,
Daß sie gar zu rüh verraucht,
Der verklage nur sich selbst,
Daß er sie nicht früh gebraucht.

(Peich, Lebens-Philosophie.)

Wenn dir ein Endchen Käse verschwand, prüfe dein Haus!
Schuld ist das Loch in der Küchenwand, und nicht die Maus.
(Orient. Spruch.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Hirtenschreiben der Suldaer Bischofskonferenz.

(Schluß.)

3. Auf eine Gefahr der neuesten Zeit müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Die von den Kinematographentheatern oder Lichtbildbühnen ausgehenden Schädigungen der Jugend sind so groß und offenkundig, daß auch der Staat sich zu Gegenmaßnahmen genötigt sieht. Daß hier schon Kinder zu leichtfertigen Ausgaben verleitet, daß die Augen durch das Flimmernlicht verdorben, die Nerven überreizt werden, ist noch der geringere Schaden. Das Schlimmste ist, daß auch diese an sich großartige Erfindung vielfach zur Schlechtigkeit mißbraucht, daß die Lichtbildbühne vielfach zu einer neuen Schaubühne der Unzucht gemacht wird. Sind daher schon die Erwachsenen zu äußerster Zurückhaltung und Vorsicht zu verpflichten, so muß vollends den Schullindern der Besuch des öffentlichen Kinos durchaus verwehrt bleiben; besondere Schülervorstellungen, vorzüglich zum Zwecke ernster Belehrung, sollen nur mit starrer Einschränkung und nach gewissenhaftester Prüfung zugelassen werden.

4. Hier ist der Ort, auch über die rechte und heilsame Jugendpflege ein Wort zu sagen. Der schulentlassenen Jugend wandie früher, abgesehen etwa von der eigenen Familie, nur noch die Kirche eine besondere Fürsorge zu. Diese treue Mutter Aller weiß wohl, wie wichtig gerade diese Jahre sind. Darum wird sie nicht müde, der reiferen Jugend zuzurufen: Gedanke deines Schöpfers in deinen jungen Tagen; freue dich und laß dein Herz wohlgenut sein in der Jugend, aber vergiß nicht, daß auch darüber Gott dich richten wird (Pred. 12, 1; 11, 9). Sie sammelt sie im Gotteshaus zu besonderer Unterweisung und euzer dem Gotteshaus in besonderen Vereinen.

Denzutage will alles Jugendpflege treiben. Aber unsere pflichtmäßige Jugendfürsorge ist damit nicht leichter geworden, sondern unendlich schwerer und noch viel unentbehrlicher. Wem blutet nicht das Herz, wenn er sieht, mit welcher Bosheit und mit welchem Erfolg unsere Jugend beim ersten Schritt aus der Schule ins Leben von allen bösen Zeitmächten des Unglaubens, der Unzucht und des Unsturzes umkreist und umgarnet wird? Auf jede Weise sucht man sie dem Glauben und der Kirche zu entfremden und bohrt ihr tief ins Herz den Giftstachel der Unzufriedenheit, des Klosterhasses, der Verachtung jeder Autorität. Man betört sie mit Vorspiegelung einer schrankenlosen Freiheit und stellt ihr einen Freibrief aus für alle Schlechtigkeit und Ausschweifung, bis sie an sich selbst erfahren muß, wie bitter wahr das Wort des Heilandes ist. Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht (Joh. 8, 34).

Aber auch manche, die es besser meinen mit der Jugend und dem Vaterland, schlagen in der Jugendpflege oft Wege ein, die zum Ziele führen. Bei nicht wenigen erschöpft sich die Jugendpflege in Körperpflege, in Turnen, Sport und Spiel. Dies wird nicht selten mit so unvernünftigem Eifer betrieben, daß nicht Aäftigung, sondern Zerrüttung des jugendlichen Organismus die Folge ist, nicht Arbeitsfähigkeit erzielt wird, sondern Arbeitsunfähigkeit und Zerschandenheit des ganzen Wesens, Sonntagsentheiligung und Vernachlässigung der religiösen Pflichten, ja mitunter geradezu eine sittliche Verwilderung.

Seit neuerer Zeit ist eine staatliche Jugendpflege eingetreten in der Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemein Sinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend. Auch diese Staatsfürsorge will und kann unsere katholische Jugendpflege und unsere katholischen Jugendvereine nicht ersetzen. Diesen Vereinen bleibt als oberste Aufgabe die religiös-sittliche Erziehung.

Möchten doch auch hierin alle, die es anzuht, die Zeichen der Zeit verstehen! Möchten alle Guten sich nach Kräften an dem großen Werk der Erziehung und Hebung der Jugend beteiligen! Stehet den Geistlichen hilfreich bei in Gründung und Leitung der Gesellen-, Lehrlings-, Jünglings-, Jungfrauenvereine, der Marianischen Kongregationen. Sehet darauf, daß Euerer Söhne und Töchter solche katholischen Vereinen beitreten, die nie nötiger waren als jetzt, nicht bloß in den Städten, auch auf dem Lande, nicht bloß in größeren, auch in kleinen Gemeinden

Wir müssen dringend wünschen, daß es bald keine Gemeinde mehr gebe, in der nicht für die schulentlassene männliche und weibliche Jugend gut geforgt ist, und daß unsere katholischen Jugendvereine unter den mit uns vereinbarten Bedingungen sich gelegentlich auch an den Veranstaltungen der staatlichen Jugendvereinigungen beteiligen und die staatlicherseits gewährten Vorteile mitgenießen.

5. Endlich müssen wir an die Frauen und Jungfrauen noch ein ernstes Wort richten in einer Angelegenheit, in die wir uns nicht einmischen würden, wenn nicht christliche Zucht und Ordnung es verlangte. Daß es neuerdings Kleidermoden gibt, die nicht nur die Gesundheit beeinträchtigen und dem Schönheitsgefühl Dohn sprechen, sondern geradezu durch Unanständigkeit Aergernis erregen, ist nicht bloß unser Urteil. Was ein hl. Hieronymus (Ep. ad Laetam) und ein hl. Clemens von Alexandrien (Paedag. II, 10) einst als heidnischen Unfug brandmarkten, wird jetzt wieder neueste Mode; man ersinnt raffinierte Formen der Bekleidung, deren Hauptzweck scheint, den Körper wie unbesleidet erscheinen zu lassen.

Wenn die Zügellosigkeit und Lüsterheit des Neuhidentums, namentlich gewisser Weltstädte derartige Moden erfindet, so ist das zu begreifen. Aber kaum zu begreifen ist es, daß eine christliche Frau sich derartige Moden aufdrängen läßt und sich zur Sklavin solcher Tyrannei erniedrigt.

Wir ermahnen alle katholischen Frauen und Jungfrauen jeden Standes, diese unwürdige Knechtschaft abzuschütteln und sich das Zartgefühl für das, was schön, rein und wohlauständig ist, nicht abstumphen zu lassen. Bedenket wohl: das Wehe, das der Gottessohn über den gerufen, durch welchen Aergernis kommt (Mt. 18, 7), ist heute noch in Kraft. Werdet nicht zum Aergernis für Eure Kinder und macht nicht Eure Kinder zum Aergernis für andere. Achtet darauf, daß schon in der Kindheit und Jugend die Kleidung sowohl der leiblichen wie der sittlichen Gesundheit entspreche, dem Körper wie der Seele zum Schutze gereiche.

Unsere Müttervereine, unsere Frauen- und Jungfrauenvereine mögen den Kampf gegen schändliche Auswüchse der Mode auf der ganzen Linie aufnehmen. Es ist ein Kampf um die Frauenehre und Frauenwürde, um die wahre Freiheit des weiblichen Geschlechtes. Die Freie schmückt sich mit Freiheit, ruft der hl. Chrysostomus den christlichen Frauen zu (hom. 28 in Ep. ad Hebr.), und der hl. Apostel Paulus nennt den schönsten Schmutz der Frau eine anständige Gewandung mit Schamhaftigkeit und Sittsamkeit (1 Tim., 9).

Geliebte im Herrn! Erste Worte und Mahnungen mußten wir an Euch richten. Erste Besorgnisse und Besürchtungen haben sie uns eingegeben. Die Liebe hat sie uns eingegeben, die Liebe zu unseren Diözesanen, zu unserer hl. Kirche, zu unserem Volk und Vaterland.

Diese Liebe heiß uns noch einmal mit den Propheten ausrufen: Mein Volk, die dich glücklich nennen, belügen dich und verderben die Wege deines Wandels (Jf. 3, 12). Es ist Torheit, sich und andern einreden zu wollen, ein gewisser Aufschwung der äußeren Verhältnisse, eine Verfeinerung der äußeren Kultur, technische Erfindungen und Fortschritte der Wissenschaft seien der sichere Beweis, daß die Nation kerngesund sei und geraden Weges den Höhen des Lebens und Glückes zustrebe. Solche schöne Lüge kann niemand nützen und verdirbt nur immer noch mehr die Wege unseres Wandels.

Wahren Nutzen bringt allein die Wahrheit, nur sie macht frei (Joh. 8, 32). Die Wahrheit ist, daß jene bösen Geschwüre, auf die wir hinweisen mußten und die überall am Körper des Volkes ausbrechen, eine schwere innere Erkrankung erkennen lassen. Die Wahrheit ist, daß die tiefste und letzte Ursache dieser Erkrankung in der religiösen Erschlaffung und dem Weggang des christlichen Glaubens und Glaubenslebens in weiten Schichten des Volkes zu suchen ist. Kaum ist je der furchtbare, naturnotwendige Zusammenhang zwischen Unglauben und Unsitlichkeit, zwischen Laster und Elend, zwischen Sünde und Tod so handgreiflich und zahlenmäßig nachweisbar in die Erscheinung getreten. Kaum ist es jemals so offenkundig geworden, daß die, welche gegen Religion und Kirche gegen Gott und Christus antämpfen, damit von selbst zugleich Feinde der Familie, Feinde des Landes, Feinde der Jugend, Feinde des Volkes und des Vaterlandes werden.

Der gute Christ versteht die Zeichen der Zeit und nimmt starkmütig den Kampf auf gegen die ungläu-

bige und sittenlose Welt. Er steht in unerschütterlicher Treue zu Christus und seiner Kirche, baut das Haus seiner Familie auf den festen Grund des Glaubens und der heiligen Gebote Gottes und ordnet sie nach dem Vorbilde der hl. Familie von Nazareth. Auf seinem Familienherd erlischt nie das heilige Feuer der Gottesfurcht und Gottesliebe sorgsam gepflegt und genährt durch tägliches Gebet, durch Heiligung des Sonntags, durch fleißigen Empfang der heiligen Sakramente. Dieses heilige Feuer brennt die Pest der Sittenverderbnis, reinigt die Luft des Hauses, läßt die Liebe nicht erkalten, umhegt warm die Kinder, macht das Haus zum trauten Heim, wäre es auch noch so klein und arm.

Solche Christen, solche Familien sind unsere Hoffnung, sie sind die Freude der Kirche, die Ehre des Volkes, der Schutz des Vaterlandes. Gottes Segen über sie! Gottes Segen über Euch, Geliebte! Seid wachsam, stehet fest im Glauben, handelt mannhaft und seid stark (1. Kor. 16, 13). Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen (2. Kor. 13, 13). Amen.

Für die lieben Erstkommunikanten.

Jesus über alles.

Die heilige Messe in der kleinen Dorfkirche ist zu Ende. Die frommen Väter haben bereits das Gotteshaus verlassen, bis auf zwei Andächtige, eine vornehme Dame mit einem etwa fünfzehnjährigen Mädchen an ihrer Seite.

Da klingt dreimal hell das Glöcklein des Ministranten und die beiden Väterinnen nähern sich dem hl. Mahle. Der Heiland hält Einkehr bei diesen Seelen. — Schwere Tränen rollen über die Wangen der Mutter, während des Kindes Züge fast verklärt erscheinen. Es ist ein hehres Schauspiel für die Engel des Himmels, und der Heiland schließt dieses Kind mit besonderer Liebe an sein Herz, denn er hat es zu seinem Liebling aus erwählt.

Hildegard war die Tochter eines protestantischen Kommerzienrates. Seiner katholischen Frau hatte er die Bitte, das Kind katholisch erziehen zu dürfen, abgelehnt, und so war Hildegard im protestantischen Glauben aufgewachsen. Da kam der Heiland selbst und zog das Kind mit seiner Gnade zum wahren Glauben; er legte in sein Herz das Verlangen nach Wahrheit und half sie ihm finden.

Hildegard war 15 Jahre geworden und trat nun dem Vater mit dem Entschluß entgegen, katholisch werden zu wollen. Der Vater suchte durch Drohungen und Strafen das Kind davon abzubringen; aber Hildegard beharrte auf ihrem Entschluß. Mutig und still ertrug sie alle Strafen, taten sie auch doppelt weh, da die Vaterhand sie erteilte; doch für den Glauben wollte sie alles leiden. Schließlich drohte der Vater seiner Tochter, er würde sie aus dem Hause weisen, falls sie nicht vom katholischen Glauben lasse; aber Hildegard war entschlossen, eher alles zu verlassen als den Glauben.

Und so trat sie heute zum ersten Male hin zu ihrem Heiland, um ihm Treue zu geloben für ihr ganzes Leben.

Jesus kam, sein Kind zu stärken und zu beschützen im bevorstehenden Kampfe.

Wie not ihr die Hilfe des guten Hirten tat, erfuhr Hildegard eine Woche später. Da fragte der Vater sie zum letzten Male, ob sie ihm gehorchen wolle oder nicht. Falls sie auf ihrem Entschluß beharre, müsse sie sofort das Elternhaus verlassen. Und Hildegard ging.

Mit Tränen in den Augen blickte sie zurück zum Vaterhause, aber im Herzen nur den einen Gedanken: „Jesus über alles!“ Selbst über Vater und Mutter.

Liebes Kommunionkind! Auch du sollst bald, am Tage deiner ersten hl. Kommunion, deinem Heiland Treue geloben für dein ganzes Leben. Verlangt der Heiland auch von dir vielleicht nicht so große Opfer, eins aber fordert er auch von dir, daß du der Sünde entagst um jeden Preis. So erfülle des guten Heilandes Herzenswunsch und wach zu ihm, wenn er in deinem Herzen ruht: „Jesus über alles! Von heute an keine schwere Sünde mehr.“